Nr. 11. Jahrgang V. Berlin, 13. März 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Herausgeber: A. Levin.
Redaktion und Verlag: Roßstraße 3.
Telephon Amt I, Nr. 558.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. * Ausland Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**“ erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der „**Jeschurun**“ am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Mißverständnis? Von M. A. Klausner.
Der Judenstaat. I. Von Dr. Th. Herzl.
Rabbiner, Prediger und Lehrer. I. Von Lion Wolff.
Die Juden in Rumänien.
Schopenhauers Mutter. Von H. Yard.
Feuilleton: Die Insurgenten (Fortsetzung). — Die falschen Propheten. — Ueber musikalische Wunderkinder. — Aufopferungsfähigkeit. — Das Embleme des U. O. B. B. — Der Ghettowitz.
Wochen-Chronik: Benedict Hause. — Wippchen. — Ein neuer Lehrerinnenverein. — Wie sie es machen! — Der blinde Eifer. — Praktischer Antisemitismus. — Der Judenhasser — Cohns. — Die Kreuzzeitung. — Der Knabenmord in Rixdorf. — In Verlegenheit. — Zur zionistischen Bewegung. — Rabbi Jizchak Elchanan. — Zickzackkurs in Rußland. — Eine Wendung in Rumänien? — Für den Sabbat! — Verdächtiges Lob. — Unruhen in Marokko.
Hier und dort. — **Litterarisches.** — **Personalien.** — **Briefkasten.** — **Kalender.** — **Anzeigen.**

Mißverständnis?

Wie unseren Lesern bekannt ist, hat im vergangenen Jahre eine Verfügung des Provinzialschulkollegiums der Provinz Brandenburg dem Magistrat der Stadt Berlin Veranlassung gegeben, allen Schulamtsanwärtern jüdischen Glaubens in Berlin den Rat zu erteilen, sie möchten auf ihre Anwärterschaft verzichten, da die Haltung der Staatsaufsichtsbehörde ihnen keine Hoffnung auf Anstellung gewähre. Städtische Schuldeputation, Magistrat und Stadtverordnetenversammlung erhoben gegen jene Verfügung Einspruch, und sogar der Vorstand der jüdischen Gemeinde fand sich auf einen von der Repräsentanz ausgehenden Antrag bereit, bei dem Herrn Unterrichtsminister vorstellig zu werden. In Nr. 24 dieses Blattes vom 14. Juni vorigen Jahres teilten wir mit, daß die städtische Schuldeputation und nach ihr Magistrat und jüdische Repräsentanz die Verfügung des Provinzialschulkollegiums mißverstanden hätten, da diese Verfügung nicht mehr habe sagen wollen, als daß der Vertreter eines Lehrers dieselbe Konfession haben müsse wie der vertretene Lehrer. In Nr. 38 dieses Blattes vom 20. September v. J. setzten wir in einem „So liegen die Dinge“ überschriebenen Artikel die Rechtsauffassung der verschiedenen Instanzen und die ganze Rechtslage auseinander. Wir führten aus, daß den jüdischen Schulamtsanwärterinnen mit der Einladung, alle Hoffnung auf Anstellung fahren zu lassen, ein schlechter Dienst erwiesen worden. In Nr. 1 dieses Blattes vom 3. Januar d. J. teilten wir den Bescheid mit, den der Herr Unterrichtsminister Dr. Bosse dem Gemeindevorstande gegeben. In diesem Bescheide war in wörtlicher Uebereinstimmung mit unseren vorerwähnten Darlegungen die von der Repräsentanz geteilte Auffassung der in Rede stehenden Verfügung des Provinzialschulkollegiums als „mißverständlich“ bezeichnet worden.

Inzwischen hat das Unterrichtsministerium durch Erlaß vom 27. Dezember v. J. die Angelegenheit einer Neuregelung unterzogen, und das Provinzialschulkollegium hat unter dem 28. Januar d. J. eine Ausführungsverordnung festgesetzt. Diese Ausführungsverordnung ist von den Tagesblättern s. Z. veröffentlicht worden. Wir dürfen sie als bekannt voraussetzen; übrigens ergiebt sich ihr Inhalt aus der Vorstellung des Magistrats an den Herrn Unterrichtsminister, die wir in den wesentlichen Stellen im Wortlaut folgen lassen, um daran die Bemerkungen zu knüpfen, die uns für die Gewinnung eines Urteils und zu seiner Begründung notwendig erscheinen.

Die Vorstellung des Magistrats sagt in dem ersten Absatze:

> „Wir möchten nichts unversucht lassen, um von der Besorgnis befreit zu werden, daß die Volksschule aufhört, das Gebiet zu sein, auf welchem die Stadtgemeinde durch freiwillige Leistungen zu der Hebung des Bildungsstandes und der Erziehung der Gesamtheit der Einwohner ohne Unterschied des Bekenntnisses beitragen könne.“

Das ist sehr hübsch und hoffentlich aufrichtig gesagt; die angefügte Begründung aber ist so falsch, daß uns unerfindlich ist, wie der Magistrat darauf hat verfallen können. Der Magistrat fügt nämlich hinzu:

> „Diese Besorgnis entspringt aus dem Grundgedanken des Erlasses, daß die Interessen der christlichen Kinder verletzt werden, wenn unter der Zahl der Lehrenden einer Schule sich ein Jude befindet. Dieser Satz charakterisiert das als ein Unrecht, wofür wir uns seit 20 Jahren als für einen Kulturfortschritt bemüht haben.“

Mit Verlaub: Hieran ist kein wahres Wort! Der ministerielle Erlaß hat so wenig den angeführten „Grundgedanken“, und der Magistrat hat sich so wenig für den „Kulturfortschritt“ thatsächlich bemüht, für den er angeblich begeistert ist, daß

1. der Herr Unterrichtsminister nachdrücklich betont hat, daß er an dem Falkschen Erlaß vom 8. Juli 1875 „in jedem Punkte festhalten“ wolle;
2. weder der Falksche noch der Bossesche Erlaß auch nur andeutungsweise jenen „Grundsatz“ enthält;

3. der Berliner Magistrat sich ernstlich niemals bemüht hat, die konfessionellen Gemeindeschulen in paritätische Schulen umzuwandeln;
4. der Berliner Magistrat den (Falkschen) Ministerialerlaß vom 8. Juli 1875, der gestattete, jüdischen Religionsunterricht von Lehrern jüdischen Bekenntnisses erteilen zu lassen und solche Lehrer als ordentliche Lehrer der Gemeindeschulen zu berufen, in erweitertem Sinne auszulegen immer nur *theoretisch* beflissen gewesen ist, den Versuch praktischer Anwendung aber, nach dem ausdrücklichen Anerkenntnis des Herrn Dr. Bosse, sorglich vermieden hat;
5. der Berliner Magistrat sich auf einen Wink der Staatsaufsichtsbehörde beeifert hat, die Zahl der von ihm angestellten jüdischen Lehrkräfte weit mehr einzuschränken, als aufsichtsseitig als wünschenswert hingestellt worden war.

Die letzterwähnte recht bemerkenswerte Thatsache erfahren wir aus der Magistratsvorstellung selbst. Unter dem 3. Juli 1883 hatte das Provinzialschulkollegium moniert, daß auf etwa 54 evangelische und 62 katholische Kinder in Berlin ein die Konfession der Kinder teilender Lehrer kam, dagegen schon auf 44 jüdische Kinder ein jüdischer Lehrer entfiel. Dieses Monitum fand so entgegenkommende Beachtung seitens des Berliner Magistrats, daß schon nach elf Jahren, nämlich im Dezember 1894, eine evangelische Lehrkraft auf 52,56 evangelische, eine katholische Lehrkraft auf 50,95 katholische, eine jüdische Lehrkraft auf 63,07 jüdische Kinder kam. Ein bloßes Monitum hatte also genügt, die Zahl der jüdischen Lehrer relativ um fast ein Dritteil zu vermindern! Das war in der That mehr, als das Provinzialschulkollegium erwarten konnte, mehr als es erwartet hat. Wir erinnern uns recht gut, daß das Monitum seiner Zeit von dem Berliner Magistrat, dessen Schulangelegenheiten damals unter derselben Leitung standen wie heute, übel aufgenommen wurde. Doch der Widerspruch war *rein theoretisch*, in der Praxis war der Berliner Magistrat überfolgsam.

In der Magistrats-Vorstellung heißt es weiter:

„Wenn die Schule in den Gedankenkreis der Erwachsenen einführen soll, wenn in unserer Stadt das gewerbliche, das wissenschaftliche und das öffentliche Leben zwischen Christen und Juden Wettbewerb und gemeinsames Trachten nach gemeinsamen Zielen erzeugt und die ethischen Grundanschauungen ausgeglichen hat, wenn der erwachsene Christ den Juden als vollwertigen Mitbürger ansehen, unter Umständen als Kompagnon, Vorgesetzten oder Richter achten, wenn in Wohlthätigkeits-Bestrebungen und in Bethätigung vaterländischer Gesinnung der Gegensatz der Bekenntnisse und Rassen überwunden werden soll zu dem vollen Bewußtsein der alle Bevölkerungselemente verschmelzenden Staats- und Reichseinheit — dann kann bei uns, wie in anderen Ländern, ein Christenkind zeitweise der Leitung eines Juden anvertraut werden ohne Schaden für seine religiöse Entwickelung und mit dem Erfolge, daß es in früher Erfahrung erkennen lernt die Wege der Vorsehung, die dem Volke, welchem das alte Testament offenbart wurde, nach Irrwegen und Verfolgungen in der Zerstreuung zwischen den Völkern der Erde Dauer, Begabung und kulturelle Wirkungsfähigkeit bewahrt hat.

Der Versuch ist bei uns gemacht und trotz mancherlei Gegenagitationen gelungen: die gehorsamst beigefügten Urteile der Schulinspektoren geben über den Erfolg der jüdischen Lehrkräfte Auskunft, welche, obschon mit dem jüdischen Unterrichte betraut, doch nicht nach dem Typus Shylock geformt sind und den etwaigen mit christlichen Anschauungen in Widerspruch stehenden Lehren des Schulchan Aruch nicht unterliegen. Vielmehr hat sich der jüdische Religionsunterricht nach den Formen des christlichen dahin entwickelt, daß im wesentlichen dieselben biblischen Geschichten des alten Testamentes nach der sehr korrekten Uebersetzung von Auerbach mit den Kindern durchgenommen werden, die auch für die christlichen Kinder ausgewählt sind, und daß dazu die Herxheimersche Sittenlehre tritt, welche sich mit Kant und Lessing näher berührt als mit dem Talmud, so daß deren Anhänger wohl geeignet erscheinen, auch in christlichen Schulen erziehlich zu wirken."

Wir geben unseren Lesern die Versicherung, daß wir diese Stelle thatsächlich der Eingabe des Berliner Magistrats entnommen haben. Man beachte den einleitenden Satz, der über hundert Jahre nach Lessings Tode um die Anerkennung der Behauptung winselt, daß „ein Christenkind ohne Schaden für seine religiöse Entwickelung zeitweise der Leitung eines Juden anvertraut werden könne!" An wen richtet sich denn dieser Appell? An die staatliche Unterrichtsverwaltung doch nicht, die ihre Verfügungen seit Jahrzehnten schon entsprechend eingerichtet hat! Nein, er ist für die Juden bestimmt, bei denen der Magistrat in beleidigender Weise so viel Einfalt und Unwissenheit voraussetzt, daß sie glauben, der Unterrichtsminister bilde das Hindernis für die Fortdauer jener der Verfassung, dem Gesetz und dem Herkommen entsprechenden Schulverwaltungspraxis. Von der Einfalt der Juden wird vorausgesetzt, daß auf sie eine solche bis zur Ungehörigkeit unangebrachte Redewendung den Eindruck hervorrufe, als streite der Magistrat mit edlem Mannesmut für der Juden staatsbürgerliche Rechte, während in Wahrheit der Magistrat auf ein bloßes „Monitum" hin bereit ist, diese Rechte thatsächlich zu kürzen und praktischen Antisemitismus zu treiben.

Dabei nehmen wir an, daß nicht Bosheit, sondern blos mangelnde Geschicklichkeit dem Verfasser der Magistratsvorstellung eingegeben hat, ausdrücklich zu betonen: es sei das Kleinere, daß ein Christenkind zeitweise der Leitung eines Juden anvertraut wird, gegenüber dem Größeren, daß der erwachsene Christ den Juden unter Umständen als Richter achten soll — woraus sich die Schlußfolgerung ergiebt: wenn nach der angeblichen Meinung der Staatsaufsichtsbehörde der Leitung eines Juden ein Christenkind nicht zeitweise anvertraut werden könne, so dürfe die Berufung eines Juden zum Richteramte in demselben Staate noch weniger geduldet werden.

Daß der hochlöbliche Magistrat attestiert, es habe die Vorsehung dem „Volke" der Juden „Begabung bewahrt", ist ein Kompliment, das seinen Wert erst durch die Bedeutung dessen erhalten könnte, von dem es ausgeht.

Was aber soll man dazu sagen, daß der Berliner Magistrat den Berliner jüdischen Lehrern das Zeugnis auszustellen für nötig findet, sie seien „*obschon mit dem jüdischen Unterrichte betraut, doch nicht nach dem Typus Shylock geformt*"!

Was soll man dazu sagen, daß der Berliner Magistrat den Berliner jüdischen Lehrern bescheinigt, sie unterlägen nicht „den etwaigen mit christlichen Anschauungen in Widerspruch stehenden Lehren des Schulchan Aruch!" Was weiß denn der Berliner Magistrat von den Lehren des Schulchan Aruch und ihrem „etwaigen Widerspruch mit christlichen Anschauungen?"

Was soll man dazu sagen, daß der Berliner Magistrat versichert, daß die Herxheimersche Sittenlehre „sich mit Kant und Lessing näher berührt als mit dem Talmud!" Woher kommt denn dem Magistrat die Wissenschaft? Wenn seine Kenntnis der beiden von ihm in einen gewissen Gegensatz zu einander gestellten Quellen für Sittenlehren gleichwertig ist, so hat er von Kant und Lessing gleichwie vom Talmud nicht mehr als den Namen gehört.

Auf der gleichen Höhe steht, was der Magistrat schon in einer Vorstellung vom 18. Oktober 1883 gesagt und kürzlich wiederholt hat, „daß die in christlichen Lehrerinnen-Seminarien vorgebildeten jüdischen Lehrerinnen so sehr in christlichen Weltanschauungen leben, daß die vereinzelte Thätigkeit einer solchen weder auf die einzelne Schule noch auf das Gesamtschulwesen einen nennenswerten Einfluß ausübt." In dem Erlaß des Herrn Dr. Bosse vom 27. Dezember v. J. ist höflicherweise zwar nicht der seltsame und keineswegs schulgemäße sprachliche Ausdruck dieser Behauptung bemängelt, doch sehr treffend erwidert worden, der Magistrat habe übersehen, „daß es sich um Lehrer und Lehrerinnen handelt, deren Hauptaufgabe es ist, jüdischen Religionsunterricht zu erteilen, und welche daher ihrer Religionsgemeinschaft auch *innerlich* angehören sollen."

In der That: die Ausführung des Berliner Magistrats, Abteilung für Schulwesen, erinnert in recht vielen Punkten daran, daß vor noch nicht gar langer Zeit Herr Ahlwardt ein von seinen Vorgesetzten mit besonderer Nachsicht behandelter Rektor einer Berliner Gemeindeschule gewesen. Die jüdischen Lehrer und Lehrerinnen aber werden dem obersten Leiter der Schulverwaltung Dank wissen für die Abweisung der Unterstellung, daß sie zwar jüdischen Religionsunterricht erteilen und diesem Religionsunterricht ihre Anstellung überhaupt verdanken, innerlich jedoch ihrer Religionsgemeinschaft nicht angehören.

In der Vorstellung des Magistrats wird weiter moniert, daß bei Neueinrichtung von jüdischen Religionskursen in jedem Falle die Genehmigung, und zwar unter Nachweis der Qualifikation des vorgeschlagenen Lehrers, nachgesucht werden soll. Die Möglichkeit solchen Nachweises habe das Provinzialschulkollegium in einer Verfügung vom 27. Juni 1883 ausgeschlossen:

> „Damals hatten wir, da die jüdischen Lehrerinnen bei dem allgemeinen Examen in der Religion nicht geprüft werden, gebeten, es möge uns eine Stelle bezeichnet werden, wo von den Jüdinnen eine Prüfung in der Religion abgelegt werden könne. Das Provinzialschulkollegium hat uns jedoch erwidert, daß für die Bekenner der jüdischen Religion, sowenig wie für diejenigen anderer nichtchristlicher Religionen staatliche Veranstaltungen zum Nachweis der Qualifikation zur Erteilung von Religionsunterricht bestehen."

Daß der Magistrat eine solche Belehrung nötig hatte, ist merkwürdig genug. Ebenso merkwürdig ist, daß der Magistrat, der doch Juden in seiner Nähe hat, in so grenzenloser Verlegenheit bis auf den heutigen Tag bleiben konnte, wo ein Befähigungsnachweis für den jüdischen Religionsunterricht zu holen wäre. Befähigt zum jüdischen Religionsunterricht ist, wer das Lehrerexamen in allen profanen Fächern bestanden hat und außerdem über ein ausreichendes Maß jüdisch-religiösen Wissens das Zeugnis eines Rabbiners oder jüdischen Schulmannes beibringt, der selbst die erforderliche Lehrbefähigung nachgewiesen hat oder religiöse Lehrthätigkeit ausübt. Von einer Unmöglichkeit, den Vorschriften des Provinzialschulkollegiums nachzukommen, kann hier nicht die Rede sein.

An einer andern Stelle seiner Eingabe kommt der Magistrat auf sein eingangs erwähntes bedauerliches Warnungsschreiben an die jüdischen Lehramtsanwärterinnen vom 6. Juni v. J. zurück, indem er, die dem Ministerialerlaß gegenüber größere Strenge der Ausführungsverordnung des Provinzialschulkollegiums betonend, sagt:

> „Während Ew. Excellenz Erlaß nur die Einrichtung eines neuen jüdischen Lehrers als ordentlichen Lehrer von der Bedingung abhängig macht, daß an derselben Schule oder an einer andern auf demselben Grundstück befindlichen nicht bereits ein solcher angestellt sei, welcher weniger als zwölf Religionsstunden giebt, scheint das Provinzial-Schulkollegium sub 2 auch die Besetzung einer vakant gewordenen, bisher von einem Juden eingenommenen Stelle mit einem Juden und zwar auf so lange zu untersagen, als irgendwo in der Stadt noch ein jüdischer Lehrer an einer Gemeindeschule zu finden ist, der weniger als 12 Religionsstunden erteilt. Hiermit würde die im Jahre 1875 erteilte Ermächtigung, nach lokalem Bedürfnis an einer Gemeindeschule von einem jüdischen ordentlichen Gemeindelehrer jüdischen Religionsunterricht erteilen zu lassen, ihre Bedeutung verlieren. Die im Winter 1895/96 von 53 jüdischen Lehrern erteilten 64 Religionskurse würden künftig von 22 solchen zu erteilen sein, und 31 mit Juden besetzte Stellen müßten als solche eingehen. Bei solcher Absicht war unsere an die jüdischen Hospitantinnen gerichtete Warnung vom 6. Juni 1895 doch wohl voll begründet."

Irrtum über Irrtum! oder wenn man lieber will: Mißverständnis über Mißverständnis! Nachdem der Herr Unterrichtsminister ausdrücklich erklärt hat: „ich will an dem Erlaß meines damaligen Amtsvorgängers (Dr. Falk) vom 8. Juli 1875 in jedem Punkte festhalten", ist es beleidigend, ihm zu unterstellen, daß er der in jenem Erlaß erteilten Ermächtigung ihre Bedeutung nehmen wolle. Das will er keineswegs und das Provinzialschulkollegium will es auch nicht. Nur die Verteilung der jüdischen Lehrkräfte auf die einzelnen Kommunal-Schulen soll sich besser als bisher der Verteilung der jüdischen Zöglinge anpassen. Das mag dem Schematismus unbequem sein, aber unmöglich ist es nicht und nicht einmal schwierig. Es ist nirgends davon die Rede, daß so lange kein jüdischer Lehrer neu angestellt werden soll, als irgendwo in der Stadt noch ein jüdischer Lehrer an einer Gemeindeschule zu finden ist, der weniger als 12 Religionsstunden erteilt. Nur da soll die Ueberweisung von 12 Religionsstunden an einen jüdischen Lehrer die Regel sein, wo 12 Religionsstunden in einer Schule oder in zwei auf demselben Grundstück befindlichen Schulen zu erteilen sind. In allen übrigen Fällen wird der jüdische Lehrer sich mit acht Religionsstunden begnügen müssen.

Das sei noch ausdrücklichst bei Zeiten betont, damit nicht der Berliner Magistrat die Zahl der jüdischen Lehrer, wie nach dem Monitum vom 3. Juli 1883 relativ um fast ein Drittteil, so jetzt wieder um drei Fünfteile vermindere.

Wir fürchten beinahe, daß die Neigung hierzu bei dem Berliner Magistrat, Abteilung für Schulwesen, vorhanden ist. Die Erfahrung spricht dafür. Der Berliner Magistrat hat, scheint es, sogar eine leidenschaftliche Neigung zur schmerzlichen Resignation auf Kosten der Juden:

Auf einen Wink, daß er prozentual zu viel jüdische Lehrer angestellt habe, antwortet er nicht damit, daß man einer kleinen Minderheit ihr Recht nicht knapp zumessen dürfe, sondern mit der unverlangten Verkürzung des Rechtes.

Auf einen vermeintlichen Wink, der nur ein unbegreifliches Mißverständnis war, rät er den jüdischen Lehramtsanwärterinnen, ihre Ansprüche als aussichtslos völlig fahren zu lassen.

Auf die ermunternde Einladung, recht viele befähigte Religionslehrer auch für geringe Minoritäten anzustellen, erwidert er, daß es unmöglich sei, jüdische Religionslehrer zu finden, die mit einem Befähigungsnachweis ausgestattet sind.

Eine Mahnung, die bereits angestellten jüdischen Lehrer mehr als bisher und gleichmäßiger mit der Erteilung jüdischen Religionsunterrichts zu beauftragen, faßt er als ein Gebot auf, drei Fünfteilen der jüdischen Lehrer keine Nachfolger gleichen Bekenntnisses zu geben.

Unmöglich kann man mehr Resignation verlangen — unmöglich kann man eine größere Resignation sich vorstellen!

Wir müssen den Berliner Magistrat, Abteilung für Schulwesen, recht dringend und laut bitten, nicht gar so schnell auf unsere Kosten zur Resignation bereit zu sein. Ist schon seine Resignation — auf unsere Rechnung — ohne Grenzen, unsere gutwillige Gläubigkeit ist nicht unbegrenzt, und wir sind dem Punkte nahe, wo wir sagen müssen: credat Judaeus Apella, ohne daß wir uns diesem verehrlichen Glaubensgenossen anschließen.

Endlich erklärt sich der Berliner Magistrat, Abteilung für Schulwesen, gegen die von dem Provinzialschulkollegium gestellte Forderung, daß seine Genehmigung eingeholt werden müsse, ehe einer jüdischen Lehrkraft ein Ordinariat übertragen werde. Es heißt darüber in der Vorstellung:

> „Wenn nun auch, wie das Provinzial-Schulkollegium unter dem 16. Juli 1895 ausgeführt hat, das Recht, eine Klasse zu führen, überhaupt nicht zum Begriff eines ordentlichen Lehrers gehört, so ist doch unverkennbar, daß durch die generelle Anordnung, wonach die Uebertragung eines Ordinariats an jüdische Lehrkräfte von einer sonst nicht erforderlichen besonderen Genehmigung abhängig gemacht wird, für die ganze Kategorie eine Befähigung in Zweifel gezogen wird, welche jedem anderen Lehrer sonst durch seine Vokation zugesprochen ist. Die angestellten jüdischen Lehrer und Lehrerinnen sind nunmehr außerordentliche Lehrer mit Pensionsberechtigung.
>
> Von der der Schulverwaltung gelassenen Freiheit, die genannte Genehmigung nachzusuchen, wird die Schuldeputation kaum Gebrauch machen können, denn vor

Beginn des Halbjahres kennt sie im allgemeinen weder die Zusammensetzung der einzelnen Klassen noch die Zahl der erforderlichen Klassen, und schwerlich wird es der Schule dienen, die der jüdischen Lehrkraft zu übertragende Klasse auszuwählen nicht nach den Verhältnissen des ganzen Lehrerkollegiums, sondern nach der Zahl der jüdischen Kinder in den einzelnen Klassen.

Wenn nun aber einer angestellten jüdischen Lehrkraft jedes Ordinariat versagt wird, so bleibt eine Klasse überhaupt ohne Ordinarius. Die Schulen haben soviel ordentliche Lehrer als Klassen, und ein Lehrer kann mit Erfolg nicht zwei Klassen führen. Die Verhältnisse bestanden auch im Jahre 1875. Der Erlaß vom 5. Juli 1875 hat also offenbar vorausgesetzt, daß ein jüdischer ordentlicher Lehrer auch immer eine Klasse führe, und die Bestimmung Nr. 4 ändert den Erlaß in einem wesentlichen Punkte, sie sagt den Juden: besser kommen die christlichen Kinder fort, wenn sie überhaupt der Sorge eines Klassenlehrers nicht anvertraut werden, als wenn diese Sorge einer von Euch übernimmt."

Hier wird ein sehr Wesentliches übersehen oder vielmehr verkannt: Es spricht sich in der Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums in der That ein Mißtrauen aus, aber nicht gegen die jüdischen Lehrer, sondern gegen den Berliner Magistrat, Abteilung für Schulwesen, der es seither nicht verstanden hat, bei der Anstellung von Lehrern an den Berliner Schulen, die konfessionelle Schulen sind, und bei ihrer Verteilung an die einzelnen Schulen, sowie bei der Zuweisung der Ordinariate geziemende Rücksicht auf die vorhandene konfessionelle Mischung der Schüler zu nehmen, sondern von seinen recht unbestimmten, in der Praxis durchaus unzuverlässigen Aufklärungsideen und in der Hauptsache von recht anfechtbaren pädagogischen Liebhabereien, die mit großer Verwaltungsbequemlichkeit auffallend gut vereinbar sind, sich hat leiten lassen. Freilich haben die jüdischen Lehrer unter diesem verdienten Mißtrauen in gewissem Grade mit zu leiden, doch die Schuld liegt nicht bei der staatlichen Behörde, sondern bei dem Berliner Magistrat.

Das muß gesagt werden, laut und eindringlich gesagt werden! Der Berliner Magistrat soll wissen, daß wir angefangen haben, das Mißtrauen, das seine Schulverwaltung sich staatsseitig zugezogen hat, nach einer anderen Richtung auch zu hegen. „Europäische Redensarten" können uns nicht ferner über praktischen Antisemitismus hinwegtäuschen, und am allerwenigsten wird es gelingen, in unseren Augen der Aufsichtsinstanz die Schuld zuzuschieben, wenn der Magistrat erklärt, seine Schulverwaltung werde von der ihr gelassenen Freiheit, die Genehmigung zur Erteilung von Ordinariaten an jüdische Lehrer nachzusuchen, „kaum Gebrauch machen können." Es ist Pflicht des Magistrats, davon Gebrauch zu machen, und wenn er unter Hinweis auf Schwierigkeiten, die lediglich in dem Festhalten an schematischen Gewohnheiten begründet sind, sich dessen weigert, so werden wir überzeugt sein, daß er da nicht will, wo er nicht zu können vorgiebt.

Nach der wiederholt angeführten Erklärung des Herrn Unterrichtsministers braucht sich an dem Berliner Schulwesen zu Ungunsten der jüdischen Lehrkräfte nichts zu ändern. Der Magistrat wäre im Gegenteil imstande, besser und ausgiebiger für den jüdischen Religionsunterricht in seinen Volksschulen zu sorgen — über 1100 jüdische Kommunalschüler hatten im vorigen Jahre keinen Religionsunterricht — mehr ordentliche jüdische Lehrer als bisher anzustellen und ihnen allen Ordinariate zu geben.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung wird doch wenigstens ein Jude sein, der dieser Dinge sich sachverständig und mit dem Herzen — ohne Bezirksvereins-Redensarten — annehmen mag.

Zum Schluß eine Anfrage an den Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens: In der Versammlung vom 25. v. M. erklärte der Vorsitzende dieses Vereins, er könne nicht öffentlich erzählen, was der Vorstand in der Angelegenheit der Berliner jüdischen Lehrerinnen gethan; er müsse sich auf die Versicherung beschränken, daß man nicht müßig gewesen. Wir bemerkten s. Z. dazu, „es sei Grund zu der Besorgnis vorhanden, daß hier die Wahrheit verkannt und aus Rücksicht auf eine erheuchelte Freundschaft gerade die Stelle verletzt werde, wo der Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit waltet."

Sollte der Vorstand des genannten Vereins jetzt nicht den Zeitpunkt für gekommen halten, öffentlich über das, was er gethan, Bericht zu geben und Rechenschaft abzulegen? Die Sache ist, denken wir, zum mindesten so wichtig, wie ein Prozeß gegen irgend einen namenlosen Geschäftsantisemiten, zum mindesten so wichtig, wie Jeremiaden über irgend ein Urteil eines von den Aerzten noch nicht in Behandlung genommenen Brausewetter.

M. A. Klausner.

Der Judenstaat.

Von Th. Herzl, Doktor der Rechte, Wien.*)

I.

In wenigen Worten soll ich meinen Entwurf vor den Lesern ausbreiten! Ich will es versuchen, obwohl ich dabei Gefahr laufe, in der Eile und Kürze mißverstanden zu werden. Der Spott der Juden wird vielleicht über diese erste unvollständige Veröffentlichung herfallen. Die böse und thörichte Selbstbespöttelung ist eine der Sklavengewohnheiten, die wir uns in Jahrhunderten der Bedrückung angeeignet haben. Ein Freier findet sich nicht lächerlich und duldet nicht, daß man über ihn lächle.

So richte ich meine ersten Worte an die starken, innerlich freien Juden, sie sollen meine ersten Hörer in der Welt und hoffentlich bald meine Freunde sein.

Ich bringe ihnen keinen neuen Gedanken, sondern einen uralten. Ja, es ist ein Allerweltsgedanke — und darin ist seine Kraft — alt wie unser Volk, das nie, auch nicht in den bittersten Nöten aufgehört hat, ihn zu hegen.

Dieser Gedanke ist die Herstellung des Judenstaates.

Es ist merkwürdig, daß wir Juden die ganze Nacht unserer Geschichte hindurch diesen königlichen Traum träumten. Jetzt graut der Tag. Wir brauchen uns nur den Schlaf aus den Augen zu reiben, unsere rüstigen Glieder zu strecken, und wir können den Traum zur Wahrheit machen. Der diese Botschaft verkünden kommt, thut es nicht als Prophet mit abenteuerlichen Geberden, ja nicht einmal als Schwärmer.

Wohl hoffe und glaube ich, daß eine wunderbare Begeisterung im Judentum aufflammen wird, aber ich will heute nur mit nüchternen Worten zur Vernunft praktischer, gebildeter und auf moderner Höhe stehender Menschen sprechen. Es wird eine spätere Aufgabe sein, die Aermeren an Geist aufzusuchen, zu belehren und hinzureißen. Diese Aufgabe kann und werde ich nicht allein erfüllen. Ich werde mich nur in Reih' und Glied beteiligen, ganz wie meine Freunde und Mitstreiter, an die zuerst mein Weckruf, mein Sammelruf ergeht. Ich sage nicht: meine Anhänger! Denn das hieße diese Bewegung zu einer persönlichen machen, und damit wäre sie von vornherein lächerlich und verächtlich. Nein, es ist eine Volksbewegung und sie wird herrlich werden, wenn sie von persön-

---

*) Von beteiligter Seite werden wir ersucht der scharfen Kritik in der vor. Nr. die Vorschläge des Herrn Herzl in heut. Nr. folgen zu lassen, damit die Leser sich über das Herzlsche Projekt ein selbständiges Urteil bilden. Wir willfahren diesem Wunsche um so lieber, als wir eine Wiedergabe dieser Vorschläge schon einmal avisiert haben. Red.

lichen Begierden rein bleibt — bestünden diese Begierden auch nur in politischem Ehrgeiz. Wir ersten Männer, welche diese Bewegung beginnen, werden schwerlich ihr ruhmvolles Ende sehen. Aber schon durch das Beginnen kommt ein männliches Glück in unser Leben.

Wir pflanzen für unsere Nachkommen, so wie unsere armen Väter die Tradition für uns erhalten haben. Wir stellen nur einen Augenblick in der ewigen Dauer unseres Volkes dar. Dieser Augenblick hat Pflichten.

Die Bauzeit des Judentums ist da. Unsere Väter konnten den Volksgedanken nur erhalten, und mit welcher wunderbaren Standhaftigkeit haben sie es gethan! Wir aber dürfen, können, müssen bauen.

Das ergiebt sich mit Notwendigkeit aus zwei Erscheinungen: erstens aus der hohen Kultur, zweitens aus der tiefen Barbarei unserer Zeit. Ich habe dieser Behauptung absichtlich eine paradoxale Form gegeben. Unter der hohen Kultur ist zu verstehen die wunderbare Entwickelung aller technischen Hilfsmittel, durch die wir uns die Naturkräfte dienstbar gemacht haben. Unter der tiefen Barbarei ist zu verstehen der Antisemitismus.

Beide Gruppen meiner Argumentation deute ich hier nur kurz an. Man kann sie, wie alles übrige, ausgeführt finden in meiner Staatsschrift.

Dieses Jahrhundert hat der Welt eine köstliche Renaissance gebracht. Ein Mensch von 1795, der wiederkäme, würde die Erde nicht mehr erkennen. Das Wort „unmöglich" existiert beinahe nicht mehr für unsere Techniker. Wo wir Modernen mit unseren Hilfsmitteln erscheinen, verwandeln wir die Wüste in einen Garten. Zur Errichtung von Städten genügen uns jetzt ebensoviele Jahre, als man in früheren Epochen der Geschichte Jahrhunderte brauchte — dafür hundert Beispiele in Amerika. Die Entfernungen sind als Hindernis überwunden. Die Schatzkammer des modernen Geistes enthält schon unermeßliche Reichtümer, die den vorigen Menschen märchenhaft vorkommen müßten. Jeder Tag vermehrt sie. Hunderttausend Köpfe sinnen, suchen auf allen Punkten der Erde, und was einer entdeckt hat, gehört im nächsten Augenblicke der ganzen Welt.

Nun meine ich, daß das elektrische Licht durchaus nicht erfunden wurde, damit einige Snobs ihre Salons schöner beleuchten — sondern damit wir bei seinem Scheine die Fragen der Menschheit lösen. Eine ist die Judenfrage. Die Judenfrage besteht. Es wäre thöricht, sie zu leugnen. Sie besteht überall, wo Juden in merklicher Anzahl leben. Wo sie nicht ist, da wird sie durch hinwandernde Juden eingeschleppt. Wir ziehen natürlich dahin, wo man uns nicht verfolgt; durch unser Erscheinen entsteht dann die Verfolgung. Das ist wahr, muß wahr bleiben, überall, selbst in hochentwickelten Ländern — Beweis Frankreich — solange die Judenfrage nicht politisch gelöst ist.

Ich glaube den Antisemitismus, der eine vielfach komplizierte Bewegung ist, zu verstehen. Ich betrachte diese Bewegung als Jude, aber ohne Haß und Furcht. Ich glaube zu erkennen, was im Antisemitismus roher Scherz, gemeiner Brotneid, angeerbtes Vorurteil, religiöse Unduldsamkeit — aber auch was darin gerechte Notwehr ist.

Wir haben überall ehrlich versucht, in der uns umgebenden Volksgemeinschaft aufzugehen und nur den Glauben unserer Väter zu bewahren. Man läßt es nicht zu. Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwängliche Patrioten, vergebens bringen wir dieselben Opfer an Gut und Blut wie unsere Mitbürger, vergebens bemühen wir uns, den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, ihren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen. In unseren Vaterländern, in denen wir ja auch schon seit Jahrhunderten wohnen, werden wir als Fremdlinge ausgeschrieen; oft von solchen, deren Geschlechter noch nicht im Lande waren, als wir da schon seufzten. Und wir sind trotz alledem gute Patrioten, wie es die Hugenotten waren, die man zu wandern zwang. Wenn man uns in Ruhe ließe . . . .

Aber ich glaube, man wird uns nicht in Ruhe lassen. Der Antisemitismus wird fortbestehen und wachsen, weil seine Gründe nicht behoben, nicht behebbar sind. Die causa remota ist der im Mittelalter eingetretene Verlust unserer Assimilierbarkeit, die causa proxima unsere Ueberproduktion an mittleren Intelligenzen.

Wir sind ein Volk — der Feind macht uns ohne unseren Willen dazu, wie das immer in der Geschichte so war. In der Bedrängnis stehen wir zusammen, und da entdecken wir plötzlich unsere Kraft. Ja, wir haben die Kraft, einen Staat, und zwar einen Musterstaat zu bilden. Wir haben alle menschlichen und sachlichen Mittel, die dazu nötig sind. Ich will sie jetzt nicht herzählen. Das geschieht in meiner Staatsschrift, die eine konstruktive Widerlegung aller mir bekannt gewordenen Einwendungen gegen den Plan ist. Ich habe meinen Plan schon Politikern, Theologen, Soldaten, Gelehrten, Künstlern, Technikern, Geschäftsleuten verschiedener Zweige und namentlich Finanzmännern vorgelegt.

Das Ganze ist in seiner Grundform unendlich einfach, und muß es ja auch sein, wenn es von allen Menschen verstanden werden soll.

Man gebe uns die Souveränität eines für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügenden Stückes der Erdoberfläche — alles andere werden wir selbst besorgen.

Ich erwarte bestimmt, daß jedes Wort dieses Satzes, und in jedem Worte jeder Buchstabe von Spöttern und Zweiflern zerzaust werden wird. Sie mögen es mit einiger Vorsicht thun, wenn sie selbst sich vor der Lächerlichkeit fürchten.

Das Entstehen einer neuen Souveränität ist nichts Lächerliches oder Unmögliches. Wir haben es doch in unseren Tagen miterlebt bei Völkern, die nicht wie wir Mittelstands- — sondern ärmere, ungebildetere und darum schwächere Völker sind. Uns die Souveränität zu verschaffen, sind die Regierungen der vom Antisemitismus heimgesuchten Länder lebhaft interessiert. Diese Regierungen werden der Sache umso sympathischer entgegenkommen, als durch die Judenbewegung, die ich meine, keine wirtschaftlichen Krisen entstehen. Solche Krisen, die im Gefolge von Judenhetzen überall kommen müßten, würden durch Ausführung meines Entwurfes vielmehr verhindert. Ja, eine große Periode der Wohlfahrt würde in den jetzt antisemitischen Ländern beginnen. Denn ich schlage eine innere Wanderung der christlichen Staatsbürger in die langsam und planvoll evacuierten Positionen der Juden vor.

Wenn man uns nicht nur gewähren läßt, sondern geradezu hilft, so werden wir eine Vermögensübertragung von Juden an Christen bewerkstelligen, wie sie in diesem Umfang, in dieser Friedlichkeit in der Geschichte noch nicht da war. Dabei wird alles unter Schonung erworbener Rechte in vollster Gesetzlichkeit, frei und offen, am hellen Tage, unter den Augen der Behörden, unter der Kontrolle der öffentlichen Meinung vollzogen.

In einem Vergleich läßt sich das kurz und deutlich sagen: wir übergeben unser altes Haus anderen und bauen uns ein neues, schöneres. Wie die Uebertragung, wie der Neubau auszuführen sein wird, das schildere ich in meiner Staatsschrift.

Es wird für die im Prinzip einfache, in der Durchführung komplizierte Aufgabe ein Aktienunternehmen mit großen Geldmitteln, die Jewish Company, geschaffen.

Die Jewish Company besorgt die Liquidierung aller Vermögensinteressen der abziehenden Juden.

Den Abzug der Juden darf man sich nicht als einen plötzlichen vorstellen. Es wird ein allmählicher sein und Jahrzehnte dauern. Zuerst werden die Aermsten gehen und das Land urbar machen.

Wir haben Massen von „unskilled labourers" in Rußland, Rumänien, Ungarn, Galizien und sonst noch zerstreut in aller Welt. Die Auswanderungs- und Zionsvereine, die schon bestehen, werden sich uns unterordnen müssen, weil unser Zweck größer ist, weil wir die gesamte Volksidee repräsentieren. Ich rechne bestimmt auf die Mitwirkung dieser Vereine, die wir übrigens nicht brauchen. Wohlwollende Männer haben sie gebildet. Sollten sich unter ihnen dennoch Engherzige, Vornierte oder Eifersüchtige befinden, werden wir über sie hinweggehen und ihre eitlen Unternehmungen verdorren machen. Wer nicht mit uns, der ist gegen uns.

Die Jewish Company wird ohnehin aus ihren riesigen Geschäftsgewinnen die Mittel haben, den Aermsten Reisekosten und Arbeitsbehelfe vorzustrecken. Sie zahlen in Arbeit.

Wir werden den siebenstündigen Arbeitstag einführen, und darin gleich einen sozialpolitischen Versuch zum Wohle der ganzen Menschheit machen.

So werden wir ja in allem auf der Höhe des modernen Bewußtseins stehen. Hier möge diese Andeutung genügen.

(Schluß folgt.)

Rabbiner, Prediger und Lehrer.

Von Lion Wolff.

I.

Ich hätte das Gesicht eines früheren Rabbiners oder Chasen sehen mögen, wenn man ihnen von einem Kompetenzstreit gesprochen hätte.

Zwischen einem Raw und einem Chasen — ich muß diese Bezeichnung hier beibehalten — konnten diese Fragen gar nicht aufkommen. Denn ersterer hatte die Aufabe zu „paskenen" (über rituelle Fragen zu entscheiden) und zweimal im Jahre zu darschenen (predigen) — man entschuldige diesen harten Ausdruck — und letzterer die Pflicht zu dawnen (vorbeten); im höchsten Falle konnte ein Streit über die verschiedenen Gebete an den hohen Feiertagen zwischen zwei Kantoren entstehen, der dann in letzter Reihe von dem Rabbiner geschlichtet werden mußte.

Mit dem ersten deutschen Prediger, der neben dem Rabbiner oder anstelle desselben in der Gemeinde Engagement fand, entstand auch der erste Kompetenzstreit, der nun seit etwa einem halben Jahrhundert auf der ganzen Linie — mit Ausnahme des Bezirks- und Landesrabbinats — entbrannt ist und wohl nie mehr zur Ruhe kommt.

Es giebt wohl keinen dehnbareren Begriff als die Bezeichnung „Prediger", und ich will ohne weiteres zugeben, daß damit viel Mißbrauch getrieben wird. Die vier Rabbiner in Berlin sind — ich sage das ohne jeden Nebengedanken — nichts anderes als Prediger und nur Prediger, denn ihre rabbinischen Funktionen sind so minimaler Art, daß sie kaum beachtet werden. Der kleinste Kultusbeamte, der alle Aemter in einer Gemeinde versieht und gelegentlich auch eine Ansprache hält, kann sich ebenfalls Prediger nennen, auch wenn seine Hauptthätigkeit darin besteht, daß er — Geflügel schächtet.

Es giebt keine Behörde und Universität, die diesen Titel verleiht oder verbietet. Die „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums" giebt nach bestandener Prüfung entweder das Prädikat „Rabbiner" oder — „Religionslehrer", und die übrigen Seminarien nur die Hattarah, d. h. den Titel Rabbiner. Die Gemeinden überlassen es meistens dem Beamten, welche von allen Funktionen, die er auszuüben hat, er als die Bezeichnung seines Amtes annehmen will, ob Lehrer, Kantor oder Prediger. Einige talmudisch geschulte Kultusbeamte lieben es auch, die geschmackvolle Bezeichnung: „Rabbinatsverweser" oder „Rabbinats-Assessor" zu führen, die noch vor fünf Jahren in Berlin für alle Rabbiner obligatorisch war, jetzt aber offiziell in „Rabbiner", offiziös, nach der Erklärung des Vorsitzenden des Berliner Gemeindevorstandes, in „Beamte" schlechtweg geändert wurde.

Einmal ist es mir passiert, daß die Regierung eines kleinen Staates, als Quittung für eine durch mich vollzogene Aufnahme einer Christin in das Judentum, mir die Führung des Predigertitels verbot, weil — so hieß es in dem Schreiben des Kultusministeriums — diese Bezeichnung nur den protestantischen Geistlichen zukäme. Ich wollte schon ohne Schmerz auf den „Prediger" verzichten, da wurde ich aber durch einen Professor der protestantischen Theologie*) fast gezwungen, dem Ministerium zu erklären, daß die protestantischen Geistlichen gerade diesen Titel perhorreszieren und sich nur „Pastoren" nennen.

Der Prediger war damals glücklich gerettet und ich führe ihn heute noch, nicht weil ich als Hauptfunktion nicht predige, sondern weil etwa 20 meiner Werke diese Bezeichnung neben meinem Namen tragen.

Wie gesagt, im Norden und Osten, oder deutlicher gesagt, in den altpreußischen Provinzen tragen viele den Titel nicht mit Unrecht — ob überall mit Würde, ist eine andere Frage. In Süddeutschland ist der jüdische Prediger gänzlich unbekannt und die Führung dieses Titels lächerlich, wenngleich die Bezirks-Rabbiner auch nichts anderes sind als Prediger.

---

*) Professor Baumgarten in Rostock.

Die Juden in Rumänien.

m. Bukarest, im März 1896.

Sie wissen, daß vor einiger Zeit das konservative Kabinet der Herren Lascar Catargiu-Lakovary entlassen und durch ein liberales Kabinet ersetzt wurde, in welchem der Judenfeind Demeter Sturdza den Vorsitz führt. Wie kam es, daß das Kabinet, welches solch eine überwältigende Mehrheit in beiden Häusern des Parlaments, welches auf seiner Seite die öffentliche Meinung und das diplomatische Korps hatte, welches, von den Kammern unterstützt, während eines Zeitraumes von sieben Jahren mehrere Reformen und dem Lande Vorteil bringende Neuerungen einführte, welches endlich im Rufe tadelloser Ehrlichkeit stand; wie kam es, frage ich, daß dieses Kabinet gezwungen wurde, zurückzutreten und noch dazu während der Parlamentsferien? Eine Anzahl europäischer Diplomaten stellte gleichfalls diese Frage und die offiziellen Vertreter in Rumänien erklärten das Ereignis, das überall gerechtes Erstaunen hervorrief, so gut es eben ging. Aber ich habe Grund, daran zu zweifeln, ob all die ausländischen Gesandten in Bukarest wirklich die volle Wahrheit kennen.

Einzig und allein der Wille des Königs Karl von Rumänien hat das konservative Ministerium zum Rücktritt gezwungen. Ich weiß das aus einer sicheren, unanfechtbaren Quelle, und wenn ich es Ihnen mitteile, geschieht es, damit unsere Glaubensgenossen auf beiden Hemisphären genau erfahren, daß hier in Rumänien votierte und gedruckte Gesetze oft vollständig wertlos sind. Der Wille des Königs ist allmächtig, sowohl für die fünf Millionen Einwohner von Rumänien als auch für die Minister, für die Glieder der gesetzgebenden Körper und für alle politischen Parteien. Die Beweise, die ich anführen könnte, sind zahlreich, aber ich will mich auf wenige beschränken:

1. Der König wünschte, daß der wohlbekannte Finanzier Stroußberg die Konzession zum Eisenbahnbau für den Preis von 270000 Francs für je 1000 m erhalten sollte, obwohl mehrere englische, französische und belgische Bewerber sich erboten, viel wohlfeiler und viel solider zu bauen. Die Kammern mußten ihre patriotische und vernünftige Opposition bald aufgeben und den Willen des Königs geschehen lassen.

2. Rumänien war ein Vasallstaat der Türkei, der es einen jährlichen Tribut von zwei Millionen Francs zahlte, wogegen sich die Türkei verpflichtete, Rumänien im Falle der Invasion einer Nachbarmacht zu beschützen. In einem geeigneten Augenblicke beschloß der König, nicht länger ein Vasall zu sein. Er vereinigte sich mit Rußland, und 1877/78 führten die beiden Staaten gemeinsam Krieg gegen die Türkei. Das Parlament wußte nichts von dieser Kriegserklärung.

3. Die gebildeten Rumänier hatten sehr tiefe Sympathie für Frankreich, weil es gleichfalls der lateinischen Rasse angehört, und deshalb studierten viele von ihnen in Frankreich. Andererseits waren Deutschland, Oesterreich und vor allem Ungarn bei den Rumänen stets verhaßt. Und jetzt, nach der Bildung des Dreibundes, wurde das gerade am Ruder befindliche Kabinet vom Könige gezwungen, Rumänien, im Gegensatze zu der im Lande herrschenden Strömung, zu einem Anhängsel des Bundes zu machen.

4. Der König bezog nach der Verfassung eine Zivilliste von 100000 Francs monatlich, eine Summe, die für ein armes und kleines Land wie Rumänien groß genug ist. Aber der König fand diese Summe ungenügend und verlangte, daß für ihn Krondomänen geschaffen werden sollten wie für die Häupter großer und reicher Monarchien. Seine Minister setzten ihm die prekäre Lage des Schatzes auseinander. „Ich wünsche Appanagen", erwiderte der König, und die Regierung war gezwungen, ihm dem Staate gehörende ausgedehnte Besitzungen zu zedieren, die mit ihren Wäldern ihm mehr als vier Millionen Francs außer der Zivilliste einbringen.

Bis ins Unendliche vermehren könnte ich die unanfechtbaren Beweise dafür, daß in dem konstitutionellen Rumänien das Wort: „Der König regiert, aber er herrscht nicht" keine Geltung hat. Hier ist es anders: der König regiert und herrscht. Ich kann noch hinzufügen, daß diese Allmacht das Land in Schulden gestürzt hat, die eine Milliarde und 300 Millionen Francs übersteigen, und die Rumänien niemals bezahlen kann. Es lag nicht in meiner Absicht, den König Karl zu kritisieren. Mein einziger Zweck ist, zu beweisen, daß er allmächtig ist, und daß nicht nur seine Minister und das Parlament, sondern die ganze rumänische Nation ihm blind gehorcht. Ich wünsche in meiner Eigenschaft als rumänischer Jude zu beweisen, daß die Behauptungen des Königs, die er jüdischen Deputationen, welche sich über Beschränkungen und Verfolgungen beklagten, so oft wiederholte: er könne nichts gegen das Parlament thun, weil er ein konstitutioneller Monarch sei, nicht exakt sind. Dasselbe sagte er auch unseren Glaubensgenossen im Auslande, so oft sie zu unseren Gunsten intervenierten. Und doch liegt es auf der Hand, daß der König hier alles thun kann, aber für die Wohlfahrt seiner so treuen und so friedlichen jüdischen Unterthanen will er eben nichts thun. In dieser traurigen Lage bleibt uns nichts übrig als Mittel zu suchen, die den rumänischen Staat zwingen würden, uns als rumänische Bürger zu behandeln und den ungerechten Artikel 7 der Verfassung von 1866, die ein Unglück für Rumänien ist, abzuschaffen. Und welcher Art sind diese Mittel? Nichts ist einfacher: ein Einvernehmen zwischen den jüdischen Bankiers, dem rumänischen Staate kein Geld zu leihen. Man setze das Oberhaupt des rumänischen Staates von diesem Einvernehmen in Kenntnis, und bei der ersten entschiedenen Weigerung der Geldleute würden wir die rumänischen Staatsmänner selbst die Initiative zur Abhilfe ergreifen sehen, und das den Juden zugefügte schreiende Unrecht würde aufhören. Die rumänische Regierung wird sich bald genötigt sehen, 50 Millionen 4prozentiger Rente zu emittieren. Wenn all die großen jüdischen Bankiers mit einem „non possumus" antworten, würde uns unterdrückten rumänischen Juden bald Gerechtigkeit zuteil werden.

Schopenhauers Mutter.

Von H. Yard.

Eine Reihe von Aufsätzen in diesen Blättern hat Schopenhauers Stellung zum Judentum einer Kritik unterzogen und seine Angriffe widerlegt. Das tiefere psychologische Motiv für Schopenhauers feindselige Haltung, das damals unberührt

blieb, wird von einem modernen Philosophen*) in knapper Form präzisiert:

„Namentlich die jüdische Religion ist dem Verehrer des Buddhaismus ein Greuel. Er hat nicht Unrecht, denn die sittliche Weltansicht, welche darin enthalten ist, und die auch ein Fundament ist in der christlichen Religion, widerspricht in allen Stücken dem Pessimismus, ... sofern sie glauben, daß die Welt nicht entstanden ist aus einem großen Egoisten, dem blinden Willen zum Leben, sondern aus einem vernünftigen Wesen, aus einem Gotte, der nicht der Welt ein falsches Ideal gegeben hat, zu dessen Verwirklichung sie die Mittel nicht enthält, sondern ein Ideal, das von den Menschen nicht die Verkehrung..., sondern die Befolgung aller sittlichen Maximen... fordert.“

So steht Schopenhauer als Philosoph dem Judentum gegenüber. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß diese philosophische Feindschaft sich auf dem realen Fundamente einer allgemein menschlichen Abneigung aufbaute. Schopenhauer dehnte zwar seinen Weiberhaß auf die eigene Mutter aus; allein wie sie ihm ihren klaren, gewandten, treffenden Stil vererbte, so kann er auch ihren ästhetischen Abscheu vor allem, was Jude heißt, angenommen haben. Denn eine Judenfeindin war Johanna Schopenhauer, die einst vielgelesene und heute vergessene Schriftstellerin; das zeigen nicht nur ihre gehässigen, oft kleinlichen Ausfälle, das beweist vor allem ihre Tendenznovelle „Josebeth“.

Der Plan zu dieser Erzählung — sie steht im fünftletzten der vierundzwanzig Bände, mit denen Johanna Schopenhauer die deutsche Litteratur beschenkte — hat sie wohl bei ihrem Aufenthalt in Holland gefaßt. Aus dem Lande der Langeweile war nicht viel von belletristischen Eindrückeu, wie sie sie auf ihren Reisen zu sammeln pflegte, zu holen. So nahm sie im Vorübergehen das Amsterdamer Judenviertel mit und das ungewohnte Milieu gefiel ihr: was konnten diese düstern Häuser nicht alles erzählen, welche Geheimnisse steckten wohl in der alten, hochgewölbten Synagoge! Und sie setzte sich hin und schrieb ihre Ghettogeschichte: die gewohnten Gestalten ihrer Romane bekamen den gelben Hut und mußten in der Judengasse tragieren; dann eine Handvoll Holländer Pöbel dazu gethan, das Ganze ins Mittelalter verlegt, mit ein wenig Lokalgeschichte verbrämt — und das Werk war vollendet. Doch nein, Frau Schopenhauer hat auch ernste Studien getrieben, um ihre Novelle recht interessant zu machen; sie kennt drei oder vier Ausdrücke des Jargon, sie weiß, daß man am „Lauberhüttenfest“ (sic!) Palmzweige schüttelt und daß Amsterdam einmal einen berühmten Rabbiner besaß, Manasse ben Israel. Es ist der Mann, dessen politischer Scharfblick den Juden England erschloß; derselbe, der sie in seiner „Rettung Israels“ mit so großem sittlichen Ernst gegen das Blutmärchen verteidigt. Unsere Dichterin weiß aber noch viel mehr von Manassée — so nennt sie ihn — zu erzählen: er, „der fürchterliche Oberrabbiner“ terrorisiert die ganze Judenheit, ist ein blinder Fanatiker und moralisch derart verworfen, daß er die schöne Josebeth mit raffinierter Grausamkeit verderben will, weil sie ihn zurückgewiesen hat. Man sieht, Frau Schopenhauer wird pikant. Ihre Heldin, diese weiße Taube, ist aber auch einer näheren Betrachtung würdig: sie möchte gar zu gern aus Ehe und Judentum heraus; es gelingt ihr, für die Rolle des Erlösers einen galanten, jungen Edelmann zu finden und zur Verabredung des Weiteren bescheidet sie ihn nächtlicher Weile zum Stelldichein — in die Laubhütte. Die pièce de résistance der Verfasserin kommt aber noch; sind vorher schon verschiedene Andeutungen von den „furchtbaren Lehren“ und „unmenschlichen Gesetzen“ des Judentums gefallen, die ihrer Phantasie alle Ehre machen, so entrollt sie jetzt mit berechnender Langsamkeit das Bild eines mittelalterlich-jüdischen Tribunals in Sachen von Ehebruch. Jüdische Rabbiner, im „kellerartigen Gewölbe“, richtend auf Tod und Leben über ein schönes, junges Weib! Ja, das ist Romantik! Selbstverständlich führt die brave Josebeth ihre Sache mit dem ganzen Mute der Unschuld und nötigt Manasse durch einen kühnen Einfall à la Porcia dazu, das „Wasser der Verfluchung“ mit ihr zu teilen. Manasse, der Bösewicht, hat es natürlich vergiftet, und so stirbt er „unter den fürchterlichsten Zuckungen“, während das Volk, von Josebeths Geliebten haranguiert, die Pforte des Gewölbes einschlägt. Tableau. —

Dieses Genre der Ghettonovelle ist ein Produkt der Lust am Sensationellen, der Begier, in allem Fremdartigen etwas Gruseliges, Furchtbares zu finden. Der Kunstgriff, die Leser zu fesseln, indem man die gröbsten Saiten in ihrem Herzen anschlägt, kostet nicht viel. Und wer die Dinge mehr oder weniger entstellt, wie vielleicht aus Unwissenheit die Verfasserin, der hat bei jenem Publikum gewonnenes Spiel. So entstehen Mysterien von dem geheimen Treiben der Jesuiten, der Freimaurer. —

Zieht man den nachhaltigen Einfluß einer Mutter, wie es die Verfasserin von „Josebeth“ sein mußte, auf das Gemüt des Kindes inbetracht, so erscheinen Arthur Schopenhauers Angriffe auf das Judentum, wenn auch nicht entschuldbar für den gereiften Denker, so doch von dem Menschen begreiflich.

*) F. Harms, weil. Professor an der Universität Berlin: „Die Philosophie seit Kant“, Berlin 1879, S. 584 f.

Feuilleton.

Die Insurgenten.

Von S. P.

(Fortsetzung.)

„Nu! Nu! Die Sache ist ja schon abgemacht. Was willst Du mehr? Du heiratest die Sara, nicht wahr? Du wirst mir dann erst meine Liebe danken.“

„Mein Vater!“

„Kein Wort mehr davon! — Horch, welch' ein Tumult ist wieder auf dem Markte. Sieh zu, was es giebt?“

David ging hinaus. Der Vater wartete eine halbe Stunde, David kam nicht wieder. Die Jugend muß alles mit ansehen. Er wird sich in eine Standarte vergafft haben, beschwichtigte sich der Alte, und ging unbekümmert nach Hause. Indes eine volle Stunde verlief, und David — kam nicht. Die Mutter fing an zu sorgen, Samuel tröstete sie. Es schlug elf — zwölf, — es war Mittag, er kam nicht. Die Mutter wollte eine böse Ahnung haben, Samuel meinte, der alte Kaiman, der auf dem Markte wohnt, werde ihn zu

Tische geladen haben; es sei nur unartig von David, es nicht nach Hause sagen zu lassen. Es wurde drei, vier Uhr, es war schon die Zeit des Abendgebetes, David kam nicht in die Synagoge, der alte Kaiman, der dort war, versicherte, ihn mit keinem Auge gesehen zu haben; Samuel ward nun bedenklich. Doch er erwartete noch, daß David abends gewiß kommen müsse, da das Purimfest mit der Verlesung des Buches Esther eröffnet wird, deren Verabsäumung eine Sünde gewesen wäre. Samuel hätte zwar gleich nachforschen mögen, allein er ging am Sabbat nicht aus dem Hause; es wäre denn in die Synagoge. — Die Sonne war indes völlig untergegangen, die Gemeinde wallte in Scharen nach dem Gotteshause. Der Vorbeter, um den ruhigen Zwischenakt, welchen der nach der Schlacht von Grochow für die Polen so vorteilhafte Waffenstillstand herbeigeführt, zu benützen, um die Purim-Feier abzuhalten, (welche um so weniger auffallend war, als sich alle Einwohner der Freude hingegeben hatten), entfaltete die Megillah und sprach den Segen bei heller Fackelbeleuchtung, worauf er das Buch Esther verlas.

Mit Jauchzen stimmte die Gemeinde ein, wenn Mordechais, des Volksretters Name verlesen ward, dafür wurde der boshafte Haman mit Gepolter und Lärmen begrüßt, auf Bänken und Stühlen wurde gehämmert und gepocht, um den Schall des verhaßten Namens zu übertäuben. Sein Andenken sollte vertilgt werden. Dieses Bestreben trägt natürlich, wie bei dem unsterblichen Mordbrenner des Diana-Tempels, Herostrat, nur dazu bei, den Namen tiefer ins Gedächtnis zu prägen. Besonders hatte die liebe Jugend eine besondere Freude an dem armen Haman; denn während sie sich bei Mordechais Preis still verhalten mußte, konnte sie bei Hamans Erwähnnng ihre Kunststücke produzieren, und noch dabei Gelegenheit nehmen, sich einmal gründlich untereinander durchzuprügeln. Alles war voller Freude und Jubel. Nur Samuel sah traurig und bekümmert darein — denn ach! David war auch nicht zur Megillah gekommen, zwar unterließ es der Alte nicht, dem Haman noch einige Püffe in die Ewigkeit nachzusenden, aber sein Herz wußte nichts von Freude, er that es blos aus Gewohnheit und Pietät für die Sitte. Er kehrte heim, und sprach den Abendsegen, (Habdalah), um den heiligen Sabbat mit Feier zu verabschieden, wie er ihn begrüßt hatte. David kam noch immer nicht. Die Mutter weinte, Samuel war düster, und zum ersten Male in seinem Leben ward ihm das Fest getrübt, denn David war sein einziger Sohn. Er stellte am andern Morgen Nachforschungen an. — Niemand wußte ihm Bescheid zu geben. —

VI.

Wohlthätig wirkte die Kühle der heiteren Juli-Nacht auf die von der Hitze des Tages ermatteten Glieder, und der blaue goldgestickte Himmelsteppich blickte freundlich auf das weite Thal bei Dünaburg nieder, in dessen Mitte einige Freikorps des polnischen Heeres ihr Lager aufgeschlagen hatten. Wie oben der Mond zwischen den zahllosen Sternen, so ragte hier unter den vielen Feldhütten, die wie eine Heerde weißer Lämmer herumgelagert waren, ein prächtig geschmücktes Zelt hervor. Es war offenbar für den Chef dieser Kompagnien bestimmt und lag einem dunklen Buchenhaine gegenüber, der mit wildem Gestrüppe umzäunt, sanfte Kühlung dem Lager auf regen Lüften zuwehte. Zwei Schildwachen gingen vor dem Kommandozelte auf und nieder, und richteten ihr Augenmerk vorzüglich auf das Gehölz, welches den feindlichen Spähern einen bequemen Versteck darbieten konnte.

„Kamerad", sprach einer der beiden Soldaten, „es ist gut, daß wir hier zwei beisammen sind, denn im Haine dort soll es nicht ganz geheuer sein, und jetzt ist nicht weit von Mitternacht."

„Schämst Du Dich nicht dieser weibischen Furcht? Ein Soldat und eine solche Memme."

„Furcht ist gerade meine Sache nicht, des Tags stehe ich meinen Mann, aber die Nacht ist keines Menschen Freund." „Zehn Moskowiter übernehme ich lieber, denn ein — — Gespenst", ergänzte spottend der andere.

„Na, an Gespenster glaube ich zwar nicht, aber an geheime Naturkräfte die — doch ich mag den Teufel nicht an die Wand malen, setzte er zitternd hinzu; es ist besser, wir plaudern zusammen. Unter wem dienst Du?"

„Unter Gielgud."

„Ei, Gottes Blitz, da sind wir ja bei einer Kompagnie. Wie heißt Du?"

„Dagobert."

„Und ich Saluschek, bin aus Warschau, habe dort einen Krämerladen, und bin rein aus Vaterlandsliebe hierher gekommen. Mein Weib, die Minka aus Lonicz, wollte das zwar nicht zugeben. Ja, die Minka, die ist ein Mordsweib, die mußt Du einmal kennen lernen. Wenn die das Kommando hätte, die triebe die keckſten Burschen zu Paaren."

So schwatzte der redselige Saluschek, um seine Furcht vor der Geisterstunde zu verbergen, als es plötzlich im Laube der Bäume rauschte. Er sah hin nach dem Haine; da bogen sich die Zweige auseinander und eine sonderbare Gestalt wand sich aus der Hecke hervor. Saluschek ward ihrer kaum ansichtig, so fiel er wie Espenlaub zitternd auf die Knie. Auch Dagobert ward überrascht, doch ermannte er sich und donnerte dem Gespenste „Wer da?" entgegen. Keine Antwort erfolgte, die Gestalt blieb stehen und schaute rings herum.

„Alle guten Geister loben Gott, den Herrn," sprach der zitternde Saluschek. „Es ist der Gottseibeiuns. Wir sind verloren, er hat zwei Hörner auf dem Kopfe."

„Wer da?" schrie Dagobert jetzt beherzter, denn er erkannte im Schimmer des Mondes, daß die Gestalt eine halb männliche, halb weibliche Kleidung trage, und daß die zwei Hörner nur die Zipfel eines über den Kopf gebundenen Tuches seien.

Allein die Gestalt gab auf das wiederholte Anrufen keine Antwort, und Saluschek drückte die Augen zu und sagte im Herzen seiner Minka Lebewohl.

„Wer da, oder ich gebe Feuer," rief Dagobert zum dritten Male und legte sein Gewehr an — da blitzte es von der Pfanne auf — ein Knall — und die Gestalt sank zusammen. Sogleich wurde es im Zelte rege, und eine Ordonnanz kam heraus, die Wache um den Vorfall zu befragen. Es wurden nach erstattetem Berichte Fackeln beigebracht, um den Spion, wie man meinte, zu untersuchen. Dagobert mußte dabei vor-

leuchten und nicht wenig neugierig über den Fang, dessen er sich zu rühmen gedachte, sah er mit gespannter Erwartung das Tuch abnehmen, welches Kopf und Gesicht des Gefallenen verhüllte. Er beugte sich vor um zu sehen, und — da durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Funke — denn das reizendste Frauenantlitz, das ihm je vor Augen gekommen, leuchtete anmutvoll aus den umfließenden schwarzen Locken, wie eine weiße Rose aus dunklem Schatten hervor. Ein holdes Lächeln schwebte auf den blassen stummen Lippen, und die wehmutvollen Züge des bleichen Gesichtes kündeten Zartheit der Empfindung und jugendliches Sehnen, und doch lag auf der edlen elfenen Stirne der Ausdruck würdevoller Entschlossenheit und kräftigen Willens. Unmöglich, dachte er bei sich, kann dieser Engel böse Absichten gehabt haben. Ich hätte doch warten können, bis sie näher gekommen wäre, und nicht gleich mit dem blinden Diensteifer herausplatzen müssen. So machte er sich selber Vorwürfe und war nur ängstlich zu wissen, was der herbeigerufene Arzt sagen würde. Dieser sah bald ein, daß hier Frauen nötiger als Soldaten wären, und ließ zwei männlich gekleidete Kammermädchen aus dem Zelte holen, die den vermeintlichen Spion hineinbrachten. Alles verlief sich wieder, und die Schildwachen kehrten auf ihren Posten zurück. Saluschek hatte sich längst erholt, da er überzeugt war, daß er mit Fleisch und Blut zu thun habe; jedoch als er beim Fackelscheine seinen Kameraden so recht ansehen konnte, da fuhr ihm eine Erinnerung wie ein Blitz durch die Seele, er hatte etwas sprechen wollen, wovon nur der Respekt vor dem Intendanten ihn zurückgehalten. Jetzt, als er mit Dagobert wieder allein war, brach er los: „Ei! Gotts Donner, daß Dich — Du Raufbold, Du! Wir haben ja noch eine alte Rechnung miteinander!“

„Wie meinst Du das?“

„Sehe mir einer den naseweisen Jungen an, läßt sich vom Krämer Saluschek erzählen, als ob er ihn nie gesehen hätte! Hu! meinst Du das Stückchen vor Warschau, wo Du . . .

„Abgelöst“ hallte es jetzt von drüben her, und Saluschek mußte schweigen, denn die Feldpatrouille machte jetzt die Runde, die Schildwachen wurden abgelöst. Dagobert und sein Kamerad marschierten in die Lagerkaserne zurück und ihre Posten wurden mit anderen Wachen besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die falschen Propheten.

Es steht ein Spruch geschrieben,
Der Trost und Hoffnung giebt:
„Ihr sollt den Nächsten lieben,
Wie ihr euch selber liebt.“

Doch Sturm und Wind verwehten
Das Oelblatt mit der Schrift,
Und falsche Volkspropheten
Ersetzen es durch Gift.

Ihr Ruf durchhallt die Gassen,
Bis Echo Antwort giebt:
„Ihr sollt den Nächsten hassen,
Wie ihr euch selber liebt.“

Julius Jacob Strauß.

* **Ueber musikalische Wunderkinder** schreibt, unsern Bericht über Bronislaw Hubermann ergänzend, ein hiesiges Blatt: Jeden, der nur einigermaßen Musikliebhaber ist, dürften die jetzt so zahlreichen Notizen der Tagespresse, in welchen über die Ankunft und das Auftreten eines Wunderkindes auf dem Gebiete der Instrumentalmusik Bericht erstattet wird, in Erstaunen versetzen. Dieser an sich merkwürdigen Erscheinung wird man umsomehr ein warmes Interesse entgegenbringen, als gerade die edle Kunst des Geigenspieles besondere Naturveranlagung bedingt, die außer einem richtigen Gehör noch ein starkes empfindungsreiches Temperament erfordert. Für uns sind diese musikalischen Wunderkinder aber auch noch ein Gegenstand besonderen Interesses. Sie sind nämlich sämtlich Juden. Vor allem sind die vier jugendlichen Virtuosen anzuführen: Max Gibianski 10½ Jahr, Bronislaw Hubermann 13 Jahr, L. Sußmann 13 Jahr, L. Argiewitsch 15 Jahr, die erst in den letzten Wochen durch ihre außergewöhnliche Begabung allgemeines Aufsehen erregten. Namentlich muß der kleine Max Gibianski hervorgehoben werden, der erst das zehnte Jahr überschritten und doch seiner kleinen Geige die wundervollsten Töne zu entlocken weiß. Der zarte Knabe, dessen Vater, nebenbei bemerkt, ein bekannter hebräischer Litterat in Warschau ist, errang sich in kürzester Zeit die Sympathien der ersten Kapazitäten des Geigenspieles, vor allem des Geigerkönigs Joachim, was füglich als bestes Zeugnis für seine geniale Veranlagung angesehen werden kann.

* **Aufopferungsfähigkeit.** Ehemals, doch ist es schon lange her, stand die Religion im hohen Preise, und die Liebe zu ihr siegte über die Liebe zum Gelde. Im Talmud (Sukka 41 b) wird erzählt: Rabbi Gamliel kaufte einen Lulab für 1000 Gulden; Dama ben Netina wies, um den schlummernden Vater nicht zu wecken, einen Gewinn von 600,000 Goldgulden zurück, und dieser Dama war sogar ein Kutäer — (Kiduschin 31, a), und Jose ben Kisma konnte 1,000,000 Goldgulden und außerdem kostbare Schätze erhalten, wenn er sich entschlösse, seinen Wohnort mit einem andern, wo jedoch das Gesetz nicht gelehrt wurde, zu vertauschen: er wies diesen Tausch gegen alle Schätze der Erde zurück. (Abot b, 10).

* **Das Emblem des U. O. B. B.** (Unabhängigen Ordens „Bn'e B'rith), den Hirtenstab, erläuterte jüngst Rabb. Dr. Großmann in New-York aus Anlaß der Einführung neuer Mitglieder. Er bezeichnet den Hirtenstab als eine Versinnbildlichung der Pilgerfahrt Israels während der Jahrhunderte. Seit der Dämmerung der Zivilisation, bis zum heutigen Tage zieht Israel von Land zu Land, freund- und heimatlos, der Paria der Gesellschaft, gehaßt und verfolgt. Vergebens aber sind die Angriffe, die auf Israel gemacht werden. Noch ist es voller Lebenskraft, das Feuer der Jugend durchrieselt noch seine Adern und alle die Pfeile des Hasses prallen schadlos an ihm ab. Wie läßt sich dieses Rätsel der Weltgeschichte lösen? Durch das Emblem des Hirtenstabs, der Israel stets daran mahnt, daß es seine Mission ist, den Ozean der Völker zu durchschreiten und durch die Verinnerlichung des Gottesgedankens „ein Segen zu werden allen Völkern.“ Die von Vorurteil Befangenen mögen spotten, die Zeloten mögen hassen, der Jude wird nicht aufhören, den Weg nach dem Gottesberg voran zu gehen. Erfassung seiner

mehr als dreitausendjährigen Mission muß den Juden mit Selbstachtung erfüllen. Kein Ehrentitel, kein königliches Abzeichen kann der Glorie gleichkommen, die in dem Namen Jude gipfelt. In dem Namen ist verkörpert eine Aristokratie, nicht die der Macht und des Reichtums, sondern die der Gerechtigkeit und Wahrheit. Den Mitgliedern die Selbstachtung einflößen, die sie erfüllen müßte, das Gefühl der Würde in ihnen wach zu halten, das der Name „Jude" in sich birgt, ist die Aufgabe, die der Orden sich gestellt. Priester sollen Vorbilder der Gesellschaft sein. So lange man seine eigene Geschichte gering schätze, so lange man seiner heiligen Traditionen spotte, so lange man sich nicht um unser Judentum schare als das stolzeste Besitztum, so lange dürfe man nicht damit brüsten, eine Mission zu haben. St.

* **Der Ghettowitz** feiert in deutschen Witzblättern, an denen Juden hervorragend mitarbeiten, seine Auferstehung, wenn auch in neuem Gewande. So finden wir in der letzten Nummer der Lust. Blätter folgende Schnurre: „In der Rekrutierungskommission. „Feldwebel, gehen Sie hinaus und stiften Sie Ruhe, man versteht ja nichts!" Feldwebel (außerhalb zu den Rekruten): „Himmel-Kreuz-Stern-Element! Ruhig, sag' ich! Die Kommission verstet nix." — Alexander Moßkowski, der Redakteur des Blattes, giebt hier nur eine Reminiszenz aus dem Beth hamidrasch wieder: „Seid still, Kinder, der Räbbe kann nischt lernen!" haben wir schon in unserer Jugend in den düsteren, aber dennoch lichtvollen Räumen des Beth hamidrasch gehört. Wahrscheinlich auch Herr Moßkowski.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 12. März.

— **Benedict Hause**, der verdienstvolle Lehrerveteran und gemütreiche Schriftsteller, ist gestorben. Aus Eisenach wird uns unterm 5. März geschrieben: „Hause ist am 3. d. M. sanft entschlafen und heute bestattet worden. Am Grabe sprachen die Herren Landrabbiner Dr. Salzer und Lehrer Heidingsfeld von hier. Die Kinder des Entschlafenen haben von nah und fern zahlreiche Beweise inniger Teilnahme empfangen." — Sonst nichts? Sonst wäre nichts mehr zu sagen über den Tod Hause's und noch mehr über sein Leben? Ach nein, mehr, viel mehr könnte man hier erzählen. Denn in Benedict Hause, der vor wenigen Tagen, 82 Jahre alt, verschieden, der sechs Jahrzehnte im Dienste des Judentums gestanden, sechs Jahrzehnte Novellen für unsere Jugend geschrieben und hausierend von Land zu Land, von Ort zu Ort seine Schriften persönlich vertrieben, sechs Jahrzehnte im Dienste des Judentums gestanden und — gedarbt hat, ist der jüdische Litterat der Gegenwart verkörpert. Doch Hause war zu zart veranlagt, als daß er gestattet hätte, sein Leben und seine Schicksale zur Folie zu nehmen, und darum brechen wir hier ab und rufen nur noch dem würdigen Greise, den niemand vergißt, der seine patriarchalische Gestalt geschaut, wie jedem anderen Sterblichen zu: Have pia anima!

— **Wippchen** ist, nachdem sein geistiger Vater, Julius Stettenheim, ihn aufgegeben, von Bernau nach Berlin übergesiedelt, und schreibt, in Ermangelung veritabler Kriege, Kriegsberichte aus dem Repräsentantensaal der hiesigen Gemeinde für das publizistische Organ des Berliner Gemeindevorstandes. Er bemüht sich brünstig unsere Sitzungsberichte nachzuahmen — das ist sein gutes Recht. Er polemisiert gelegentlich für den Vorstand gegen die „neue Majorität" — das ist seine verdammte Pflicht. Er holt hoch aus und trifft regelmäßig daneben — das ist sein gewohntes Pech. Er sucht Stimmung zu machen durch erfundene Mitteilungen — das ist zum mindesten unvorsichtig. In seinen beiden letzten Berichten machte nämlich der Herr dunkle Andeutungen über abfällige Aeußerungen, die er auf der Zuschauer-Gallerie gehört haben will. Ein gesegnetes Gehör, in der That, wenn man erwägt, daß der Berichterstatter gar nicht oben unter den Journalisten, sondern unten neben den Gemeindevätern sitzt und trotzdem Aeußerungen des Mißfallens über die „neue Majorität" hört, die oben auf der Gallerie — gar nicht gefallen sind! Zu seinem Nutz und Frommen wollen wir dem Berichterstatter verraten, wie „das Volk" spricht: Man erblickt in dem Verhalten der bisherigen Machthaber, denen es noch immer nicht einleuchten will, daß die gute alte Zeit, in der die Vertreter der Gemeinde in oder von dem Bureau derselben gleichsam ernannt wurden, hinter uns liegt; daß vielmehr eine neue Aera begonnen, in der mit jeder Hausmeyerei, mit allen Kliquen und Klaquen aufgeräumt werden soll, — in dem Verhalten der bisherigen Machthaber erblickt man auf der Zuschauer-Gallerie eine arge Beleidigung der jüdischen Gemeindewähler Berlins. Wie auf Verabredung wird auf jener Seite der im November vorigen Jahres vollzogene Wahlakt als Null, werden die Männer unseres Vertrauens als Luft, bestenfalls als Geduldete betrachtet, die, sofern sie oppositionell sind, möglichst leise auftreten, sich thunlichst unbemerkbar machen, die dankbar sein müßten, daß man ihnen, den „Fremden", gestattet, dieselbe Luft zu atmen mit den „Insassen". Dieses Verhalten erzeugt auf der Gallerie Verstimmung, über diese Taktik kann man auf der Gallerie manche Aeußerung der Verbitterung vernehmen. Und wenn der Vorstandsschreiber in seinem nächsten Berichte diese Wahrnehmung seinen Lesern mitteilen wollte, so würde er ausnahmsweise ein Stimmungsbild zeichnen, das der Wahrheit entspricht, würde er, um mit seinem Kollegen in Apoll, mit Wippchen zu sprechen, „den Nagel ins Schwarze" treffen.

— **Ein neuer Lehrerinnenverein** ist dieser Tage hier durch die treibende Kraft der Notwendigkeit ins Leben gerufen worden. Er ist aus einer Spaltung des seit sieben Jahren bestehenden „Vereins Berliner Volksschullehrerinnen" hervorgegangen und durch plötzliche, dem bisherigen Geiste des Vereins widerstrebende Umtriebe verursacht worden. Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Ungiltigkeitserklärung eines Vereinsbeschlusses, die Resolution für die jüdischen Kolleginnen betreffend, seitens der überstimmten und der nicht anwesenden Vereinsmitglieder zu der Amtsniederlegung des Gesamtvorstandes führte. Aus dem Wahlkampfe ging in der Neuwahl ein Vorstand hervor, der insgesamt der Partei der Protestlerinnen angehört. Einesteils um derartigen Umtrieben für die Zukunft vorzubeugen, andernteils aber auch um den konfessionellen Standpunkt des Vereins nochmals klarzustellen,

brachte die Minorität einen Antrag ein, der die Erklärung enthielt, daß der Verein Berliner Volksschullehrerinnen erklärt, für das Wohl und die Rechte eines jeden Mitgliedes gleichmäßig eintreten wolle. Da infolge mannigfacher Einwendungen und Manipulationen dieser Antrag nicht zur Abstimmung gelangte, trat die Minorität, welche die alten Ideale des Vereins hochhält, aus und gründete einen neuen Verein, für dessen Entwickelung und Gedeihen schon die Thatsache die besten Hoffnungen erweckt, daß die Begründerinnen und Führerinnen des alten fast ausnahmslos auf seiner Seite stehen. — Es wird nicht ausbleiben, daß der neue Verein alsbald mit den Schimpfereien der antisemitischen Presse regaliert werden wird, während der Rest des alten Vereins sich alsbald des Segens der Ahlwardt-Presse erfreuen wird. Indessen dadurch wird sich der neue Verein sicherlich nicht abhalten lassen, dem ehrenvollen Anfange seines Daseins eine gleich ehrenvolle Fortsetzung folgen zu lassen.

— **Wie sie es machen,** die Antisemiten, um die Juden als „verbrecherische Nation" hinzustellen, dafür ist die „Antis. Corresp." des Dauer- und Wanderredners Liebermann v. Sonnenberg, der sich als gelehriger Schüler seines Meisters Ahlwardt erweist und jetzt in Ostpreußen Vorträge gegen ein Entree von 50 Pfennig pro Person hält, bezeichnend. Da stehen unter der Rubrik: „Israel im Konflikt mit den Landesgesetzen" 5 Juden verzeichnet aus Berlin, Odessa, Bordeaux und New-York. Schade, wir hätten gern aus Asien, Afrika, Australien und Polynesien auch noch ein Paar Namen jüdischer Verbrecher gelesen. Möglicherweise bringt Herr Frithjof Nansen vom Nordpol und ein anderer Entdecker von jenseits des Sambation noch einen mitgeschleppt, um die Schändlichkeit der deutschen Juden ins rechte Licht zu rücken.

— **Der blinde Eifer** hat der „Staatsbürger Zeitung" wieder einmal einen bösen Streich gespielt. „In Kiel — so schrieb sie in ihrer Nr. 99 — hat ein Jude die Frechheit gehabt, eines der Kreuzesworte des Erlösers für seine Reklamezwecke zu mißbrauchen." Sie erzählt dann folgenden Fall: „Ein gewisser Jacobsen," so wird uns von dort geschrieben, der hier (in Kiel) einen Laden in der Hauptstraße besitzt, wo er alle möglichen Gegenstände: Porzellanwaren, Stiefel, Zigarren, Bücher ꝛc. feilhält, hatte letzthin seine Geschäftsräume renovieren lassen und machte alsdann in einer hier erscheinenden freisinnigen Zeitung mit der Fertigstellung dieser Arbeiten das Publikum bekannt. — Hiergegen wäre nun nichts zu erinnern, wenn nicht Jacobsen die Anzeige in einer Weise abgefaßt hätte, die für jeden Christen ein Aergernis bieten mußte. In fettgedruckter Schrift prangten über der Anzeige die Worte: „Es ist vollbracht!" — Daß die Form der hier mitgeteilten Reklame durchaus zu mißbilligen ist, bedarf kaum der besonderen Betonung. Daß sie aber in ihrem blinden Eifer den Kieler Kaufmann für einen Juden hält und seine Handlungsweise zu einer zornigen Anklage gegen die Juden ausbeutet, war nicht klug von ihr; sie hätte durch frühere trübe Erfahrungen gewarnt sein müssen. Jacobsen ist nämlich garnicht Jude, sondern Christ, und sogar ein eifriger Gesinnungsgenosse der „Staatsbürger-Zeitung." Das weiß jetzt auch die „Staatsbürger-Zeitung", wiederrufen hat sie gleichwohl nichts. War es Mangel an Raum oder an — Ehrlichkeit?

— **Praktischer Antisemitismus.** Die „Eberswalder Zeitung" berichtet: „Ein ruchloses Bubenstück ist auf dem hiesigen jüdischen Friedhofe verübt worden. Zwei Grabdenkmäler sind umgeworfen und teilweise zertrümmert worden. Es wäre sehr bedauerlich, wenn es nicht gelingen sollte, den Thäter zu ermitteln; die jüdische Gemeinde hat eine Belohnung von 100 Mk. für die Entdeckung desselben ausgesetzt."

— **Der Judenhasser — Cohns.** In Mayen (Regierungs-Bezirk Koblenz) fand letzthin eine Reichstagsersatzwahl statt. Bei derselben erhielt der antisemitische Kandidat eine verhältnismäßig ganz geringe Stimmenanzahl. Nichtsdestoweniger ist der Name des Kandidaten interessant: er heißt — Cohns. Wie viele Generationen hindurch mag die Familie Cohns wohl schon judenfeindlich sein?

— **Die Kreuzzeitung** giebt ein merkwürdiges Beispiel von — Unbefangenheit, indem sie über „das Recht am Namen" folgendermaßen sich äußert: „Wiederholt haben schon auffällige Beispiele von Namensänderungen, besonders bei Judentaufen, das Interesse an der Frage eines privatrechtlichen Schutzes der Familiennamen wachgerufen. Das Motiv mancher Judentaufen ist ein sehr durchsichtiges. Anstatt wie früher sich einen phonetisch wohlklingenden, aber wirklich originellen Namen unter Zuhilfenahme der botanischen oder zoologischen oder mineralogischen Nomenklatur zu geben (Rosenberg, Lilienthal, Hirsch, Goldberg u. s. w.), zieht es Itzig Veitel vielfach neuerdings vor, sich womöglich aus der ihm bekannten christlichen Umgebung einen alten deutschen Familiennamen, der einen durch die Abstammung seiner bisherigen Eigentümer oder gar durch anerkannte Leistungen bewährten gesellschaftlichen Klang hat, von der Behörde zu erbitten." — Die „Kreuzzeitung" würde ja in der Lage sein, ein ihr naheliegendes Beispiel einer derartigen Namensänderung eines Konvertiten anzuführen. Wer hat der Reaktion in Preußen den Grundstein geliefert? Professor Friedrich Julius *Stahl*, der in München als Jude und als Erbe des Namens *Schlesinger* geboren wurde. Es ist wahrscheinlich, daß er den alten deutschen Namen Stahl, der durch anerkannte Leistungen eines früheren Trägers bewährten Klang hatte, bei seinem Uebertritte in Erlangen sich auserwählte, weit in dem davon nicht allzuweit entfernten Ansbach der ausgezeichnete Chemiker Georg Ernst Stahl zur Welt gekommen ist. Jetzt sind freilich, wie die „Kreuzzeitung" richtig bemerkt, „mineralogische" Namen etwas diskreditiert. „Stahl" reizt nicht mehr und gar den Namen *Hammerstein* wird kein Eindringling sich freiwillig zu eigen machen wollen.

— **Auf den Knabenmord in Rixdorf** kommt am Sonnabend die „Staatsbürger-Zeitung" zurück, indem sie die Beschuldigung des Ritualmordes aufrecht erhält, weil ja „jeder Mord doch schließlich einen Beweggrund haben muß." Nun, für manchen Antisemiten mag der Beweggrund, den verhaßten Juden den Mord in die Schuhe zu schieben, ausschlaggebend sein für die Ausführung des Mordes. Ueberall, wo sogenannte Ritualmorde auftauchten — in Xanten und anderwärts — waren *Antisemiten* der That verdächtig. Hoffentlich wird das vergossene Blut des Knaben Burr nicht ungerächt zum Himmel schreien!

— **In Verlegenheit.** In einer gewissen Verlegenheit befindet sich dermalen die juristische Fakultät der Universität *Bern*.

Ein Rabbiner aus Osteuropa möchte in Bern den Doktorhut holen und hat zu dem Behuf eine Dissertation eingereicht über das Recht auf Arbeit nach dem Talmud. Die Zulassung der Arbeit kann nicht geschehen, ohne daß geprüft wird, ob die wissenschaftliche Arbeit auch im Einklang stehe mit dem Texte, auf den sie sich stützt. Der mit der Vorprüfung betraute Rechtsprofessor hätte etwa 40 Bände zu studieren, wollte er sich gewissenhaft überzeugen, ob die Dissertation auch quellenmäßig geschrieben sei. Man könnte sich zur Not für die vorläufige Untersuchung an einen Theologieprofessor wenden oder vielleicht noch besser an einen israelitischen Professor der philosophischen Fakultät. Während die Abnahme der Dissertation zu Bedenken solcher Natur Anlaß gab, drängte der Kandidat, ein armer Schlucker, mit umso größerem Eifer auf Zulassung seiner ungewöhnlichen Arbeit. Die Juristenfakultät hat noch keinen Beschluß gefaßt; es ist wohl möglich, daß sie die Arbeit nicht annimmt, sondern den Verfasser ersucht, sie an die philosophische Fakultät gelangen zu lassen.

— **Zur zionistischen Bewegung.** Der „Dziennik Polski“ widmete der zionistischen Bewegung eine Serie von Artikeln, welchen, abgesehen von einzelnen judenfeindlichen Auslassungen und falschen Angaben — das polnische Blatt behauptet z. B., die jüdischen Ackerbaukolonien in Rußland hätten sich nicht bewährt — im großen und ganzen eine richtige Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse nicht abgesprochen werden kann. Völkerwanderungen, sagt der „Dziennik Polski“, gehören der Vergangenheit an und ließen sich heutzutage auch nicht mit Zuhilfenahme eines viele Millionen betragenden Kapitals ins Werk setzen, denn die zu einer solchen Bewegung erforderlichen elementaren Kräfte lassen sich weder durch Geld, noch durch die energische Propaganda irgend welcher Komitees gewinnen. Sollte es aber trotzdem gelingen, einen Bruchteil der jüdischen Bevölkerung zur Auswanderung nach Palästina zu bestimmen, so würde die Lösung der „Judenfrage“ dadurch keineswegs herbeigeführt werden. Die jüdischen Kolonien im gelobten Lande würden immer Kolonien bleiben, die Judenfrage hätte auch dann ihr Zentrum in Europa und würde durch natürlichen Zuwachs die durch die Auswanderung entstandenen Lücken ausfüllen. Die nach 2000 Jahren aus Europa nach Palästina zurückkehrenden Juden kämen in Konflikt mit der autochthonen mohammedanischen Bevölkerung, zumal die Türken, die immer mehr aus Europa hinausgedrängt werden, ihren Stützpunkt in Asien suchen müssen. Nicht einmal in Palästina, geschweige denn in Syrien und Mesopotamien, woselbst die Zionisten ebenfalls jüdische Kolonien gründen wollen, könnten die Juden in solch' einem Maße Herren des Landes werden, um dort an die Bildung eines Judenstaates zu denken. Das polnische Blatt glaubt auch nicht daran, daß die Menge kleiner jüdischer Geschäftsleute bereit wäre auf einen Wink der Zionisten ihre Läden und Werkstätten zu schließen und sich auf den Weg nach Jerusalem zu machen. Vereinzelte Beispiele, daß jüdische Greise nach Palästina auswandern, um dort ihre Augen zu schließen, sind auf religiöse Beweggründe zurückzuführen und berechtigen umsoweniger zu irgend welchen Folgerungen im zionistischen Sinne, als auch viele Christen aus denselben Motiven nach dem heiligen Lande ziehen. Der praktische Kaufmann ist viel zu nüchtern, als daß man ihm zutrauen könnte, er würde sich auf eine phantastische und gefährliche Expedition nach fernen, ihm nicht bekannten Landen einlassen.

— **Rabbi Jizchak Elchanan.** Freitag, den 6. März verstarb in Kowno (Rußland) der gefeierte Talmudgelehrte Rabbi Isaak Elchanan Spektor, Oberrabbiner des genannten Ortes. Der Verblichene war nicht nur in seiner Gemeinde und in Rußland, sondern in der ganzen Judenheit als talmudischer Gelehrter und rabbinische Autorität anerkannt. Er war aber nicht nur ein Gelehrter, sondern ein ganzer Mann, eine markante Persönlichkeit und galt mit Recht als der geistige Führer der Judenheit in Rußland. Die Gemeinde Kowno ist keineswegs eine so bedeutende; aber darin zeigt sich eben der Mann, daß er unabhängig von den äußeren Umständen eine imponierende Stellung sich zu erobern weiß. Während manche Rabbiner großer Gemeinden diese geistig herabdrücken, verstand es der verstorbene Rabbi Isaak Elchanan Spektor, Kowno zum Mittelpunkt der talmudischen Gelehrsamkeit zu machen. Er war eine imponierende Erscheinung, er besaß Gelehrsamkeit, Menschenkenntnis und Erfahrung, war mild und tolerant in seinen Anschauungen, wohltätig und uneigennützig — mit einem Worte ein Rabbiner der guten alten Zeit und wie wir seinesgleichen in der Gegenwart schwer finden werden. Das Ableben dieses ausgezeichneten Mannes wird nicht verfehlen, in der ganzen Judenheit große Teilnahme hervorzurufen.

— **Zickzackkurs in Rußland.** Russische Blätter veröffentlichen das Programm der bei der Kaiserkrönung im Mai zu veranstaltenden Festlichkeiten. Nach demselben haben Vertreter aller Religionsbekenntnisse, sowohl Laien als Geistliche, Einladungen zu der Krönungsfeier oder zu der Gratulationscour am Hofe erhalten. Es wurden eingeladen Geistliche der orthodoxen Kirche, die römisch-katholische, die armenisch-katholische, die armenisch-gregorianische Geistlichkeit, Präsidenten und Geistliche der Lutheraner, Muftis der Mohamedaner, transkaukasische Scheiks, Vertreter der Llamas in Ostsibirien und der Chacham (Oberrabbiner) nebst zwei Mitgliedern der Karaiten zu Eupatoria. Wie es scheint, wurden die fünf Millionen jüdischer Unterthanen des Zaren bei den Einladungen ignoriert, und dieses Faktum muß leider als ein ungünstiges Omen gedeutet werden.

— Die Frage der Annahme christlicher Namen seitens der Juden in Rußland fand unlängst eine interessante Illustration durch eine gerichtliche Entscheidung, der man eine prinzipielle Bedeutung nicht absprechen kann, zumal es bei dem in den ungebildeten jüdischen Kreisen herrschenden Usus, den Kindern korrumpierte, resp. diminutive Namen beizulegen, oft schwer festzustellen sein dürfte, wie die betreffende Person eigentlich heißt und ob in dem korrumpierten Namen nicht ein sogenannter „christlicher“ verborgen ist. Der Thatbestand obenerwähnter Gerichtsverhandlung ist folgender: Der Kaufmann der Stadt Dubno, Alexander Tscherkeß, hatte sich nach vorhergehenden unausbleiblichen Polizeichikanen vor dem Luzker Bezirksgericht wegen unberechtigter Führung des Namens Alexander, da er doch „Sender“ heiße, zu verantworten. Er erklärte, entschieden Alexander zu heißen und sich auch hinfort, ungeachtet einer eventuellen Strafe, so nennen zu wollen. Das Gericht verurteilte ihn zu einer Geldstrafe. Alexander Tscherkeß reichte

dagegen eine Appellklage im Departement des Kijewer Appellhofs ein. Die Experten erklärten, daß der Name „Alexander" lange vor der christlichen Aera bei den Juden im Gebrauch gewesen war und noch gebraucht wird. Sender sei nur das Diminutiv dieses Namens. Daß Juden den Namen Alexander führten, lehre z. B. auch die Apostelgeschichte (4, 6 und 19, 31 und 34). Der Appellhof sprach hierauf Alexander Tscherkeß frei.

— **Eine Wendung in Rumänien?** Vor einiger Zeit versprach der gegenwärtige rumänische Ministerpräsident einer jüdischen Abordnung, daß, auf dem Wege der Gesetzgebung, Schritte gethan werden sollten zur Aufhebung der Beschränkungen für Juden, welche öffentliche Elementarschulen zu besuchen wünschen. Es ist thatsächlich von dem Unterrichtsminister ein Gesetzentwurf vorbereitet worden, und, nach den Regierungsblättern setzt der Artikel 1 fest, daß der Unterricht in öffentlichen Schulen kostenfrei ist für alle, ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität. Eine genauere Prüfung des Gesetzentwurfs hat jedoch gezeigt, daß er all' die Beschränkungen aufrecht erhält, die durch das Gesetz von 1893 über den Schulunterricht der Kinder von „Ausländern" (d. h. Juden) auferlegt wurden. Es haben bereits jüdische Protestversammlungen stattgefunden, und an die Kammer wurden Petitionen gesandt; wichtiger aber ist, daß eine Sonderpetition, die für die Aufhebung der von jüdischen Kindern geforderten besonderen Schulsporteln eintritt, von 154 christlichen Studenten der Bukarester Hochschule an das Parlament gesandt wurde. Die unabhängigen politischen Blätter haben einen Feldzug zu gunsten der Juden begonnen und heben die unbestreitbaren Rechte derselben hervor.

— **Für den Sabbat!** Die New-Yorker Gesellschaft für strikte Sabbat-Observanz hat beschlossen, einen Aufruf an die Rabbiner der bestehenden Gemeinden New-Yorks zu erlassen, um sie zur Bildung von Zweigvereinen in ihren respektiven Gemeinden zu veranlassen. Die Ausführung dieser Maßregel wird, wie gehofft, die Glaubensgenossen auf die Wichtigkeit des vierten Gebots und dessen strengere Beobachtung aufmerksam machen. Bezeichnend ist, daß der Geistliche der christlichen Sabbatianer, Rev. Dr. A. H. Lewis, in dem Tempel der Gemeinde Sichron Ephraim jüngst einen sehr beifälligen Vortrag über die Wichtigkeit der strikten Beobachtung des jüdischen Ruhetages hielt. Er sagte unter anderem: „Die ersten Christen beobachteten den Sabbat. Es läßt sich keine bestimmte und authentische Quelle nachweisen, nach welcher Sonntag vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach d. ü. Z. gefeiert worden wäre. Als das Christentum den semitischen Boden verließ, wurde die Sabbat-Institution auf Grund fundamentaler Auffassung des Christentums angegriffen. Orientalischer Dualismus und griechische Philosophie, nebst anderen untergeordneten Einflüssen gipfelten im Gnostizismus. Der Kernpunkt dieses Systems war die Idee, daß die wahre Gottheit sich allem Wissen entziehe; daß die Offenbarung eigentlich eine Reihe aufeinanderfolgender Emanationen waren, daß Jehova, der Gott der Juden und der Schöpfer der Materie, einer dieser untergeordneten Götter war, und daß die Zehn Gebote blos die Verkörperung dieses Gottes wären und daher keine weiteren Verbindlichkeiten für die damalige Welt hätten. Die Beobachtung des siebenten Tages als Feier- und Ruhetag involviert darum die Anerkennung Jehovas als Weltenschöpfer seitens der Juden und Christen."

— **Verdächtiges Lob.** Schon vor einiger Zeit deuteten wir an, daß die häufige Belobigung, welche die Gesamtheit der Juden vonseiten amerikanischer Christen in letzter Zeit erfährt, uns etwas verdächtig vorkommt. Es beweist, daß drüben sich der Antisemitismus regt und daß die Amerikaner, vorsichtig und „smart" wie immer, Löschmaterial herbeischaffen, noch ehe der Brand ausgebrochen. Gleichwohl drucken wir derlei ehrende Zeugnisse für das Judentum und erhebende Worte für seine Bekenner gern ab, und wollen unsere Sammlung solcher Zeugnisse heute um ein neues bereichern. Vor dem Vereine von Predigern der Presbyterianer-Kirche in Baltimore hielt nämlich der Dekan Wm. J. Clendennin einen bemerkenswerten Vortrag: „Die Juden, ihre Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft." Er nahm den Standpunkt ein, daß die Geschichte uns deutlich zeigt, daß die göttliche Vorsehung alle die Völker bestraft hat, welche die Juden verfolgten. Er meinte, eine Krisis in dem Bestand der Juden stehe uns bevor, die Hälfte aller Juden wohne in Rußland und erleide die russische Politik keine Aenderung, so werde wohl über kurz oder lang das Gros der Juden zur Auswanderung gezwungen werden und die Regierungen würden sich gezwungen sehen, den Juden ihr altes Vaterland, Palästina, zu sichern. Er sprach von dem großen Einfluß der Juden in England und den Vereinigten Staaten und schrieb das Gedeihen dieser Länder dem göttlichen Segen zu, der diesen Ländern ob ihrer brüderlichen Behandlung der Juden gewährt wurde. Viele Redner schlossen sich dem Vortragenden an. Ein Kaufmann, Herr D. W. Glaß, sagte, seine Erfahrung im Umgang mit jüdischen Kaufleuten sei, daß dieselben mehr von dem christlichen Geist besäßen, als viele christliche Kaufleute und Herr W. G. Douglaß, der Redakteur des „Baltimore American" machte die Schlußbemerkung, daß er in den Juden das Licht der Welt erkenne und in der Wiedergewinnung Palästinas als Heimatland als Schiedsgericht für Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten.

— **Unruhen in Marokko.** Nach Berichten aus Tanger wurde die Ruhe, welcher sich die Juden in Marokko für kurze Zeit zu erfreuen hatten, wieder gewaltsam gestört. Die Barbarei feiert wieder ihre Orgien und hatten in jüngster Zeit besonders die Juden in Azimour, welche schon Jahre lang die traurigen Opfer grausamer Bedrückung und Gewaltthätigkeit waren, viel zu leiden. Die Mauren überfielen das Judenviertel und raubten alles, was ihnen unter die Hände kam, schlugen und verwundeten die Personen und schändeten die Frauen. Die Räuber schleppten sogar eine 14jährige Jüdin mit sich fort, deren trauriges Los schließlich die Sklaverei sein wird. In einem Schreiben an den Rabbiner zu Tanger bitten die Juden von Azimour denselben um seine Intervention bei den Vertretern der fremden Mächte.

Hier und dort.

— Die „Amicitia", über deren Wirken und Bedeutung wir Ende des vorigen Jahres einen längeren Aufsatz ver-

öffentlicht haben, veranstaltete neulich aus Anlaß ihres Silberjubiläums eine würdige Gedächtnisfeier, in deren Verlauf den drei um den Verein besonders verdienten Vorstandsmitgliedern, den Herren Chaim, Dorn und Wedell, eine besondere Ehrung zuteil wurde: sie wurden zu Ehrenmitgliedern des Vereins ernannt.

— Ahlwardt soll erklärt haben, er habe viel Geld in Amerika erworben und wolle nach Deutschland zurückkehren. — Das ist zwar nicht wahr, aber Wiedersehn macht Freude.

— Dr. Böckel hat sich vom antisemitischen Geschäft, bei dem heutzutage nichts mehr zu holen ist, abgewandt und ist als Statistiker bei einer Aktiengesellschaft eingetreten.

— In Sachen Sedlatzek, der bekanntlich von der Anklage der Gotteslästerung und der Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft vom hiesigen Landgericht I (8. Strafkammer) freigesprochen worden, hat die Staatsanwaltschaft Revision beim Reichsgericht angemeldet. Es bleibt nun abzuwarten, ob der höchste Gerichtshof Deutschlands sich dem Aufsehen erregenden Urteile der 8. Strafkammer anschließen werde.

— Der „Deutsche Verband kaufmännischer Vereine“ hat ein Aufnahmegesuch des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes (Sitz Hamburg) zurückgewiesen, weil derselbe bekanntermaßen antisemitische Tendenzen verfolge.

— Aus Zittau wird uns berichtet: Einen wehmütig heitern Abschluß hat bei uns das Purimfest gefunden. Herr Berthold Kristeller übersiedelt in diesen Tagen von hier nach Braunschweig. In den 15 Jahren seines hiesigen Aufenthaltes hatte er sich mit Eifer und Verständnis dem Dienste der jüdischen Gemeinde gewidmet und gehörte in dieser ganzen Zeit nur mit kurzen Unterbrechungen der Vertretung als Ausschuß-, oder Vorstandsmitglid an und war Mitbegründer und Vorsteher der Chewra-kadischa. Bei dem Abschiedsfeste, welches ihm zu Ehren am Sonnabend abend veranstaltet worden, dankten Herr M. Glaser, der Vorsitzende des Gemeindevorstandes und Herr N. Goldstein, der Vorsitzende der Chewrakadischa dem Scheidenden für seine segensreiche Thätigkeit in feierlicher Weise. Viele der Anwesenden sprachen ihre Wünsche für das fernere Wohlergehen des Gefeierten in gebundener und ungebundener Rede aus. Mögen diese Wünsche in Erfüllung gehen, daß Herr Kristeller auch ferner Zeit und Kraft in Ueberfluß habe, um sie der heiligen Sache zu widmen.

— Infolge einer Zeitungsnotiz erklärte der neue bayrische Kultusminister in einer der letzten Kammerverhandlungen in München, daß an den Universitäten in Bayern die Zahl der Professoren katholischer Konfession überwiege. Akademische Lehrer jüdischer Konfession finden sich in München 5, in Erlangen 3, in Würzburg keine.

— Ein ungarisches Blatt meldet: In der Gemeinde Gyanta des Biharer Komitats wurde vor kurzem der junge Arzt der Gemeinde, Dr. Bela Vergel, beerdigt. Nachdem der Rabbiner die rituelle Funktion versehen hatte, trat der (christlich-) reformierte Seelsorger Stefan Toth an die Bahre und würdigte in einer schönen Rede die Verdienste des Verstorbenen, für den er zum Schluß ein Gebet verrichtete.

— Der „Wjek“ teilt mit, es sei beabsichtigt, eine jüdische Ackerbau-Kolonie in der Nähe von Minsk zu gründen. Die Initiative zu diesem Unternehmen stammt von einem reichen Minsker Juden, Benjamin Poljak. Die Kolonie soll einen rein philanthropischen Charakter tragen und soll dem jüdischen Proletariat die Möglichkeit gewähren, sich durch die Praxis mit dem Ackerbau bekannt zu machen.

— In Odessa cirkuliert das Gerücht, mehrere jüdische Mäcene hätten im Hinblick auf die zu eröffnende medizinische Fakultät an der dortigen Hochschule den Wunsch geäußert, eine ansehnliche Summe Geldes zum Ankauf von Privathäusern auf dem „Namenlosen Platz“, wo die Kliniken errichtet werden sollen, zum Besten der neuen Fakultät zu spenden, unter der Bedingung, daß es den Juden gestattet sei, in unbegrenzter Zahl an der Odessaer Universität für das Studium der Medizin sich immatrikulieren zu lassen.

— Die jüdische Gemeinde in Lissabon zählt unter ihrer nicht großen Mitgliederzahl verhältnismäßig viele Arme. Wie aus dem soeben veröffentlichten Jahresberichte des Vereins „Somech-Noflim“ ersichtlich, werden diese jedoch von den wohlhabenderen Glaubensgenossen und dem genannten Verein ausreichend unterstützt. Dieser Verein steht unter Leitung von Damen und die Armen erhalten außer regelmäßigen wöchentlichen noch besondere Unterstützungen an Purim und Peßach, sowie in Krankheitsfällen freie ärztliche Behandlung und Arznei. Der Bericht weist 90 Mitglieder und 30 Spender auf.

— Die jüdische Kolonie, die der Baron Hirsch vor einiger Zeit im kanadischen Nordwest-Territorium gegründet hatte, hat sich aufgelöst. Von den 800 Ansiedlern, welche am Anfang Land erhielten, sind nur 12 in der Kolonie geblieben. So meldet die Köln. Volkszeitung.

— Die Regierung in Coolgardie (West-Australien) hat der jüdischen Gemeinde einen Bauplatz zur Errichtung einer Synagoge geschenkt, und die Gemeinde hofft schon, zu den nächsten Feiertagen im Besitz eines würdigen Gotteshauses zu sein.

Litterarisches.

— Die Schriften des elften Jahrgangs im hebräischen Litteratur-Verein Mekize Nirdamim werden bis zu meiner Rückkehr nach Berlin so weit fertig gestellt sein, daß mit der Versendung derselben sofort nach dem Peßachfeste wird begonnen werden können. Es erscheinen: 1. Jona ibu Gannachs Wörterbuch, dritte Lieferung. 2. Jehuda ha Lewis Diwan, zweite Lieferung. 3. מגילת סדים von Abraham Broda, Denkwürdigkeiten der Synagoge von Aussee (zugleich viel geschichtliches Material über berühmte Zeitgenossen enthaltend). 4. Einleitung in das Machsor Vitry und Indices zu demselben, als selbständige Schrift. 5. Sammelband mit einer Anzahl verschiedener Piecen. Geldsendungen wie Anmeldungen zum Beitritt können auch während meiner Abwesenheit an meine Adresse in Berlin (Krausnickstr. 21) gerichtet werden.

San Remo, am 1. März 1896.

Dr. A. Berliner.

* **Eine hebräische Musik-Zeitschrift.** Unter dem Titel „Jarchon Hachasanim“ erscheint seit Januar dieses Jahres in Warschau eine hebräische Musik-Zeitschrift, die als eine eigenartige und beachtenswerte litterarische Erscheinung bezeichnet zu werden verdient. Mir liegt das zweite Monatsheft

vor, das eine musikalische Beilage (eine Komposition des Gebets Magen-Abôth) enthält, über deren Wert ich mir natürlich als Laie kein Urteil erlaube. Hingegen muß ich dem textlichen Inhalt ob seiner Reichhaltigkeit und Gediegenheit alles Lob spenden. Der Herausgeber (Herr Kantor A. O. B. Birnbaum in Czenstochau in Russisch-Polen) führt eine kräftige Sprache und beschränkt sich nicht nur auf den musikalischen Teil des jüdischen Gottesdienstes, vielmehr finden wir in seinen Aufsätzen sowohl kulturhistorisch wichtige Bemerkungen wie auch eine freimütige Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände in unseren Synagogen. Die Zeitschrift verdient nicht nur von Kantoren gelesen zu werden, da sie nebst dem musikalischen Teil auch das wissenschaftliche und kulturhistorische Interesse befriedigt. Offen gesagt, ich begrüße diese Erscheinung mit Freuden, trotzdem, daß der Herausgeber für Gebete in der Landessprache, Reformen im Gottesdienste 2c. mit Verve eintritt. Es ist erfreulich, daß dies nicht in jener seichten Weise geschieht, mit der „unsere" Reformer für jene Ideale eintreten. Immerhin werden unsere Reformatoren, falls sie einen Parteigenossen aufzuweisen haben, der leidlich Hebräisch versteht, gut daran thun, aus jener Zeitschrift Material für ihre Bestrebungen zu holen. Ihnen wie jedem Freunde der hebräischen Litteratur kann ich die Zeitschrift nur bestens empfehlen.

S. B.

Personalien.

— Versetzt: Herr A. Strauß aus Burghaun (zuletzt in Brüssel) an die Jacobsonschule in Seesen. — Herr N. Jäger von Gnesen nach Pudewitz. — In Schloppe ist Herr Fillo nur provisorisch angestellt. Definitiv gewählt ist Herr S. Czyzyk aus Wormditt. — Die infolge Erkrankung des Lehrers freigewordene Stelle zu Wolfenbüttel wird am 15. April durch den Lehramtskandidaten Herrn Moritz Sorge aus Kassel wieder besetzt werden.

— An der südafrikanischen Universität zu Capstadt wurde Rev. A. P. Bender zum Professor des Hebräischen ernannt. Ferner wird von dort berichtet: Am Freitag Abend den 7. Februar sprach Rev. Bender vor zahlreicher Versammlung über „die ideale Seite der häuslichen Sabbatfeier" und wurde der allgemeine Wunsch ausgesprochen, daß am ersten Freitagabend eines jeden Monats ein ähnlicher Vortrag gehalten werde.

— Der Kolonial-Bericht des Staates Jangira in Indien wurde soeben veröffentlicht. Der Herrscher dieses Staates ist Nawab Sir Sidi Ahmed Khan und es verdient bemerkt zu werden, daß einer seiner ersten Räte ein Mitglied der Gemeinde Beni Israel, Herr Shalom Lapuje ist, welcher auf die vortreffliche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einen bedeutenden Einfluß übt.

Brief- und Fragekasten.

— Sehr geehrter Herr Redakteur! Gestatten Sie mir inbezug auf die Anmerkung auf Seite 173, Nr. 10 der „Allgemeinen Israelitischen Wochenschrift" eine Berichtigung und eine Frage. 1. Ich habe in der „sogenannten" Montags-Vorlesung nicht behauptet, daß in Cäsarea griechisch gebetet wurde. Meine Worte lauteten: „Alexandrien und andere hellenistische Gemeinden hatten bereits vor 2000 Jahren ihre Reformsynagogen, in welchen die Sprache des Gebetes rein griechisch war." 2. Woher weiß Herr Dr. S. Bernfeld, daß ich zu den Herren gehöre, welche den jerusalemischen Talmud im Original weder gelesen haben noch auch lesen können?

Hochachtungsvoll Dr. N. Samter.

— Herrn J. H. Z., Neutomischel. Das Adressenbureau von A. Brode ist absolut zuverlässig und empfehlenswert.

— Herrn F. S., Lemgo. Das Gedicht wird erscheinen, sobald wir wieder etwas freien Raum haben.

— Herrn L. K., P. Erst sehen, dann drucken.

— Herrn Dr. K., Frfrt. a. M. Die bezeichnete Art von Berichterstattung erinnert lebhaft an die bekannte Erzählung:

In Leipzig oder wo
Hat neulich oder wann
Ein Maurer oder wer
Seine Frau oder wen
Mit einem Hammer oder wie
Erschlagen oder was.

— In Nr. 7 und 8 dieser gesch. Zeitschrift erschien ein Aufsatz des Seminarlehrers a. D. Treu. Ueber den sachlichen Inhalt der Artikel im allgemeinen kein Wort. Trotz mehrfachen Durchlesens weiß ich heute noch nicht, was Herr Treu eigentlich will. Es ist möglich, daß die Schuld nur an mir liegt. Leider ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, jemanden ausfindig zu machen, der den Verfasser verstanden hat. Klar geworden ist mir, was ich gern bezeuge, Herrn Treus Liebe zum Lehrerstand, der ihm so vieles verdankt. Aber der Aufsatz thut mir auch die Ehre an, sich mit meiner Persönlichkeit zu beschäftigen. Weder im guten noch im weniger guten Sinn, sondern beides. Neben Lobsprüchen, die mindestens in ihrer Ueberschwenglichkeit ganz unverdient sind, findet sich die Behauptung, ich hätte auf der Konferenz in Hörde „namhaften Personen das Versprechen gegeben, die von mir gesammelten Gelder der Unterstützungskasse in Essen zufließen zu lassen." Herr Treu ist falsch berichtet worden. Seine Behauptung entspricht nicht den Thatsachen. Die Wahrheit ist folgendes. Damals wie heute von dem Wunsch beseelt, innige freundschaftliche Beziehungen zwischen Unterstützungs-Kasse und unserem Verein herbeizuführen, äußerte ich Herrn Steinweg-Rheda gegenüber, wenn dadurch dieses Ziel erreicht werden könne, so würde unser Vorstand wohl einige hundert Mark von seinem Vermögen der Unterstützungskasse zur Verfügung stellen. Was Herr Treu mir aber in den Mund legt, kann man nur als lächerlich bezeichnen. Denn erstlich kann ich nicht selbständig über unsere Gelder verfügen, wenn sie auch zum größten Teil von mir gesammelt sind, und zweitens brauchen auch wir Geld zur Durchführung unserer Zwecke, die sich mit denen der Essener Kasse durchaus nicht ganz decken. (Siehe Inserat).

An verschiedenen Stellen der Treuschen Artikel blickt der Vorwurf durch, ein Rabbiner solle sich nicht an die Spitze eines Lehrervereins stellen lassen. Kein klar und deutlich erkennbarer Vorwurf, das gebe ich zu, aber leider ist außer der Tendenz überhaupt nichts klar in der ganzen Arbeit. Nun, ich stehe nicht, weil ich Rabbiner und Mitglied des rheinischen Rabbinerverbandes bin, sondern als Lehrer an der Spitze unseres Vereins. Ich bin stolz darauf, mich einen Lehrer nennen zu dürfen, habe das Recht dazu mir durch mehrere höhere Lehrerprüfungen erworben und lasse es mir von niemandem bestreiten. Das Vertrauen unserer Vereinsmitglieder hat mich an ihre Spitze berufen und keiner, nach den von ihnen mir gespendeten Lobsprüchen, Herr Treu zu allerletzt, wird mir vorwerfen wollen, daß ich dieses Vertrauen getäuscht, daß ich nicht nach bestem Können die heilige Lehrersache zu fördern gesucht habe.

Zum Schluß sei noch ein Irrtum des Herrn Treu berichtigt. Unser Verein führt seit dem 1. Januar 1896 den Namen „Verein jüdischer Lehrer im Rheinland und Westfalen." Das ist mein erstes und letztes Wort in dieser „eignen Angelegenheit." Sowohl Herr Treu als auch ich haben jetzt, wo die wichtigsten Interessen der Lehrerwelt Preußens auf dem Spiele stehen, besseres zu thun, als uns in Zeitungen zu loben oder zu tadeln.

Dr. F. Lazarus-Köln.

Wochen-	März 1896.	Adar. 5656.	Kalender.
Freitag . . .	13	28	
Sonnabend . .	14	29	פקודי Sabb.-Ausg. 6,47. [Sabb. Chodesch.]
Sonntag . . .	15	1	Rosch-Chodesch Nissau.
Montag . . .	16	2	
Dienstag . . .	17	3	
Mittwoch . . .	18	4	
Donnerstag . .	19	5	
Freitag . . .	20	6	

Der Verein jüdischer Lehrer in Rheinland und Westphalen

verfolgt statutengemäß das Ziel, seinen Mitgliedern den Beitritt zur rhein.-westph. oder einer anderen Unterstützungskasse zu ermöglichen, im Bedarfsfalle für ihre Unterbringung in Badeorten zu sorgen, ihnen Stellen nachzuweisen und zu vermitteln. In jedem Jahre wird der größte Teil der Jahreseinnahme an Mitglieder zu erstgenanntem Zweck verteilt. Die Unterstützung betrug bisher für den einzelnen zwischen 20 und 50 Mk. Die Badekuren sind für Mitglieder kostenlos, desgleichen die Stellenvermittlung.

Der Verein zählt 83 Lehrer zu Mitgliedern und besitzt ein Vermögen von über 2000 Mk.

Alle Gesuche sind an der Vorstand z. H. des Herrn Dr. **Lazarus, Köln**, zu richten.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 13. März in allen Synagogen abends 6¼ Uhr.

Sonnabend, den 14. März in der alten Synagoge morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigt vormitt. 10 Uhr: Alte Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Stier. Lindenstraße-Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Maybaum.

Jugendgottesdienst 4 Uhr: Neue Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Weiße.

Abendgottesdienst 6³/₅ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Morgens in allen Synagogen 7 Uhr; abends in der Alten u. Kaiserstr.-Synagoge 5 ½ Uhr, Neue und Lindenstr.-Synagoge 5 Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung: Sonntag, den 15. März, mittags 12 Uhr.



Synagogen-Gemeinde zu Danzig.

Die durch Berufung des Rabbiners Herrn Dr. **Werner** nach **München** frei gewordene, gegenwärtig kommissarisch verwaltete

Rabbinerstelle

in unserer Gemeinde soll zum 1. September d. J. definitiv besetzt werden. Das feste Gehalt beträgt **sechstausend Mark**. Der Religions-Unterricht an den höheren Schulen wird mit 867 Mk. honoriert.

Geeignete Bewerber, welche deutsche Staatsangehörige sein und akademische, sowie theologische Studien rite absolviert haben müssen, wollen sich bis zum 31. März ct. schriftlich bei uns melden.

Danzig, den 27. Februar 1896.

Der Vorstand der Synagogen-Gemeinde zu Danzig.

Vakanzen.

Langen bei Frankfurt a. M. Zum 1. 5. unverh., sem. geb. Rl. K. Sch. Fix 800, Nbk. 3—400 Mk. Meld. an Siegfr. Metzger.

Zürich. Womögl. zum 1. 4. sem. geb. L., der den K. vertr. kann. Fix 2400 fr.

Simmern. (Rhpr.) Sof. Rl. K. Sch. Fix 700, Nbk. 400 Mk., fr. möbl. Wohn. und Heiz. Meld. an Ad. Emanuel.

Bingen a. Rhein. Rabb. f. isr. Religionsgesellschaft. (Orthod. Separatgemeinde).

Zirke (Posen). Sof. K. Sch. Fix 600 Mk., fr. Wohn. u. Nbk.

Kleinbockenheim (Rheinpfalz). Zum 1. 5. unverh. Rl., K., Sch.

Laufersweiler. Sof. Rl. K., Sch. erwünscht. Fix 800, Nbk. ca. 200 Mk.

Vom 15. April d. J. soll die Stelle des

Kultusbeamten

der jüdischen Gemeinde in **Bischofsburg** neu besetzt werden. Geeignete Bewerber können sich beim Vorstand **Moritz David** unter Beifügung von Zeugnissen melden. Bevorzugt werden solche Herren, die Schochet mit fein feinen Kabolos, Balkore, Vorbeter und Lehrer sind. Das Gehalt beträgt 650 Mk. bar, freie Wohnung, Schlachtgeld für Vieh u. Geflügel, sowie diverse Nebeneinkünfte.

Der Vorstand:
M. David. E. Petzall. J. Bernhard.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von Arthur Scholem, Berlin C. 19, Roßstraße 3.